

EVA MARIA WISSER

Kämpfen und Glauben

Aus dem Leben eines

Hitlermädel's

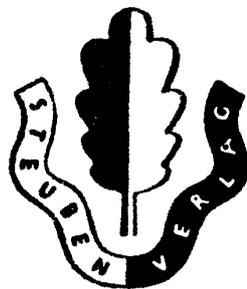
Kämpfen und Glauben

Aus dem Leben eines Hitlermädels

Von Eva Maria Wiffen

Mit einem Geleitwort von

frau Dr. Goebbels



Steuben-Verlag Potsdam

Berlin SW 68

6.—15. T a u s e n d

Copyright 1933 by Steuben-Verlag Potsdam, Berlin SW 68. Alle Rechte, insbesondere die der Dramatisierung, Verfilmung, Radioübertragung und des Vortrags, vorbehalten. Schutzumschlag: Erich R. Döbrich, Steglitz.
Druck: A. H. Payne, Leipzig W 31

Geleitwort

Wenn ich zum Vorwort des Verlegers noch ein zweites hinzufüge, so geschieht es nicht, um seinen Ansichten entgegenzutreten, sondern vielmehr, um sie nochmals stärker zu unterstreichen. Der Mädchentyp, den die Verfasserin darstellt, ist der Typ des idealistischen, tatkräftigen und urwüchsigen, kämpferischen Mädels, das im Kampfe gezüchtet, im Kampfe geboren, nur aus diesem Geist seine Daseinsberechtigung hat. Im vorliegenden Buche ist es mit einer Ehrlichkeit, Sauberkeit und Frische geschildert, daß über alle Bedenken hinweg, die die manchmal mangelnde Weiblichkeit hervorruft, die Freude an ihm die Oberhand behält.

In diese Freude hinein mischt sich aber immer wieder die Sorge, daß vielleicht einerseits **A u ß e n s t e h e n d e** und **G e g n e r** in der Verfasserin die Verkörperung des nationalsozialistischen Mädels an sich erblicken würden, andererseits die nationalsozialistische **w e i b l i c h e** **J u g e n d** in ihr das ideale Vorbild eines Hitlermädel sehen könnte, zur blinden Nachahmung empfohlen.

Das Ziel der Erziehung der Hitlermädel ist aber ein anderes. Körperliche Ertüchtigung, geistige Schulung, Erfassung des nationalen und sozialistischen Gedankens, um fruchtbringend am Aufbau des neuen Deutschlands mitzuwirken und nun **d i e** Aufgaben zu erfüllen, zu der sie von Natur aus bestimmt sind: Frau und Mutter

zu sein. In dieser Eigenschaft sind sie Trägerin der Kultur und Erzieherin der heranwachsenden Generation. Den politischen Kampf in Versammlungen und auf der Straße, in S.-A.-Heimen und in der Öffentlichkeit überläßt die junge Nationalsozialistin bedingungslos dem Mann. So wird sie zu ihrem eigentlichen Wert und zum eigentlichen Sinn ihres Daseins zurückgeführt. Ist es nicht jeder von ihnen vergönnt, das Frauen- und Mutterglück an sich selbst zu erfahren, so kann sie auch unverheiratet weiblich und kinderlos mütterlich sein. Je stärker ihre Weiblichkeit sein wird, um so größer werden die Verdienste sein, die sie für das Volkswohl aufzuweisen haben wird, und nur in der Entfaltung und Ausübung ihrer **F r a u l i c h k e i t** wird sie innere Befriedigung und volles Glück finden.

Juni 1933

F r a u M a g d a G o e b b e l s

Der Verlag zu diesem Buch

Mit dem vorliegenden Buch: „Aus dem Leben eines Hitler-Mädels“ übergibt der Steuben-Verlag der Öffentlichkeit das erste im deutschen Buchhandel erschienene Werk, das Einblick in das Erleben der in der Bewegung zusammengeschlossenen weiblichen Jugend gewährt.

Das von der ungenannten Verfasserin — selbst Hitler-Mädel — geschilderte Erleben fällt in den Zeitabschnitt des Ringens der Bewegung um die politische Macht im Staate, in einen Zeitabschnitt, in dem die Konzentration von Jung und Alt in dem Worte: „Kampf“ nicht nur geistig, sondern auch physisch Inhalt und Ziel gefunden hat. Versammlungssäle, Katen, dunkle Straßen sind zur Kampfarena, zum Tummelplatz der Jugendlichen beiderlei Geschlechts geworden. Die Geordnetheit, die Stille des Elternhauses haben für die Jugend die Anziehungskraft verloren. Noch hat das deutsche Mädel nicht klar erkannt, daß die Aufgaben des deutschen Jungen im kommenden nationalsozialistischen Staat andere sein werden und müssen, als die Aufgaben des deutschen Mädels als künftige Deutsche — Frau und Mutter.

Inzwischen hat sich die Bewegung durchgesetzt, ein neues Deutschland ist im Werden, das auch den Platz und den Aufgabenkreis der weiblichen Jugend, der deutschen Frau klar kennzeichnet.

Dem vorliegenden Büchlein, das frisch und inmitten starken Erlebens geschrieben ist, kommt gewissermaßen historische Bedeutung zu, indem es das Werden des deutschen Mädels zu einer fanatischen Mitkämpferin in einer Zeit vermittelt, die durch den denkwürdigen 30. Januar 1933 als abgeschlossen angesehen und als geschichtliche Zeitperiode in dem großen Befreiungskampf des deutschen Volkes betrachtet werden muß.

St e u b e n - V e r l a g.

Vorwort

Zieh hinaus, mein Büchlein, hinaus in die Welt, wirb für unsere hehre Bewegung, wirb für unsere treuen, braunen Jungen! Künde der gegnerischen deutschen Jugend von unserm stolzen, ehrlichen Kampfe, künde von unserm unbeugsamen, trotigen Siegeswillen. Künde auch unserm geliebten Führer Adolf Hitler, daß wir unerschütterlich hinter ihm stehen, unentwegt an den Sieg unserer herrlichen Bewegung glauben! Wir folgen ihm, unserm Führer, wohin er uns führt, gehen, wenn es sein muß, unbeirrt für ihn in den Tod, stellen unsere lachende Jugend in den Dienst der Partei, können alles, alles für sie opfern! Künde aber auch von der furchtbaren Not der deutschen Jugend, die zur Untätigkeit verdammt, sich ihren Führer sucht und freudig für ihn kämpft, damit ihr Leben einen Inhalt hat.

Bis auf das Nachwort war mein Büchlein bereits abgeschlossen, als der Führer am 30. Januar 1933 das Amt des Reichskanzlers übernahm, aber ich denke, daß es gut und schön sei, wenn es ohne Veränderungen hinausgeht. Denn nur so gibt es das richtige Bild von unserem Kampf, unserem Fühlen und unserem Glauben!

Die Verfasserin.

Neun Geschwister sind wir zu Hause, neun wilde, unbändige Gesellen. Die zweitälteste bin ich, nur ein Bruder ist älter. Mit diesem verband mich früher innige Freundschaft, durch dick und dünn sind wir beide getobt. Mit ihm und seinen zahlreichen Freunden habe ich Fußball gespielt, war der beste Torwart des oberen Dorfes. In so manchem Wettkampf haben wir unseren Mann gestanden, zuckten mit keiner Wimper, wenn das Glück uns nicht hold war, und wir besiegt wurden; innerlich aber heulten wir vor Wut. Grimmig wiesen wir unseren Feinden die Zähne, wohl jeder Dorfjunge, der mir etwas tun wollte, hat meine kräftige Faust zu spüren bekommen. Es war mir ganz gleich, ob ich zu guter Letzt doch das meiste bekam, Hauptsache war, mein Gegner war auch tüchtig verhauen worden. Nie war ich froher, nie stolzer, als wenn ich aus einem wüsten Kampfe als Sieger hervorging. Feige war ich nicht, jeden griff ich an und verteidigte beharrlich mein Recht. Ach, was war das für eine wilde, herrliche Jugendzeit! Meine Mutter hat so manches Mal über mich Unband gestöhnt, hat mich wohl auch geschlagen — der Handfeger war ihr Stoß — und gescholten, aber es half nichts; am nächsten Tage kam ich wieder zerschunden, beschmutzt, zerkratzt und zerrissen nach Hause. Keiner konnte mich bändigen! Wildes, unruhiges Blut kochte in meinen Adern. Wenn ich ein Pferd sah,

ich mußte hinauf und losreiten, war ein hoher Baum zu erklettern, ich war die erste oben, galt es in kühnem Sprunge über den Graben zu setzen, der zwischen den Wiesen dahinfloß, unerschrocken und mutig wagte ich ihn. Für mich war die freie, schöne Gotteswelt mein Zuhause; im Zimmer konnte ich es nicht aushalten, zu dumpf und beengt war dort alles für mich. Frei mußte ich sein, frei frei, frei!

So wuchs ich auf wie das Unkraut am Wege, keinem zur Freude, aber vielen zum Ärger und bekam von meinem Vater fast jeden Tag meine mehr oder weniger verdiente Prügel. Schließlich gewöhnte ich mich an diesen Zustand, keinen Mucks gab ich von mir. Mein Vater schlug sehr, aber nichts konnte mich bezähmen. Die Schläge machten mich bloß trotzig und verstockt. Es war nicht richtig von mir; heute weiß ich, wie gut es Vater mit mir meinte. Einen willensstarken Menschen wollte er aus mir machen, hart sollte ich werden, hart gegen mich selbst. Er hat es geschafft, aber rechtes Vertrauen habe ich nie zu ihm haben können. Schweigsam, herb und verschlossen bin ich geworden.

In einem ziemlich großen Dorf in Hinterpommern sind wir alle neun Kinder geboren. Mein Vater war dort Pfarrer, und leicht ist es sicherlich nicht für ihn gewesen, uns neun hungrige Gören durchzufüttern. Das Steckenpferd meines Vaters war eine kleine Landwirtschaft, die eigentlich nichts einbrachte, aber seine ganze Liebe widmete er dieser Scholle. Auch wir mußten tüchtig mithelfen, aber solche Arbeit machte mir Freude! Wozu hatte ich denn meine Kräfte? Arbeiten, ja, arbeiten wollte ich, aber nicht im Hause Kartoffeln schälen, bohnen, staub-

wischen oder dergleichen, nein, solche Dinge haßte ich, dazu war ich nicht zu bewegen, aber draußen bei Wind und Regen Wruken zu hacken, Heu zu wenden, Korn zu binden, Kartoffeln bei eisiger Kälte zu racken, ja, das war etwas für mich, das tat ich sogar bisweilen freiwillig. Furchtbar ungezogen und frech waren wir alle; noch heute erzählen die Leute aus unserem Dorf mit gelindem Schauern von unseren „Heldentaten“! Sei es, daß wir im Dämmern in weißen Laken über den Kirchhof, der neben unserem Garten, aber auch direkt an der Straße lag, schwebten, eine Wruke aushöhlten und mit Lichtern versehen als Totenkopf auf die Mauer pflanzten oder daß wir abends die Vorübergehenden mit verfaulten Äpfeln bewarfen, damit sie denken sollten, eine kalte, feuchte Totenhand fasse nach ihnen! Kreischend flohen sie; wir aber krümmten uns vor Lachen — oft auch nachher unter den Hieben, die es setzte, wenn Vater etwas erfuhr. Unsere Spielsachen schlugen wir stets sehr bald entzwei; es waren ja leblose Dinge und für uns Landkinder hatten sie nicht den allergeringsten Reiz. Vater war dann meist sehr ärgerlich. Mußte er doch auf seine eigenen Wünsche verzichten, damit er uns etwas schenken konnte. Puppen konnte ich am allerwenigsten leiden, diese leblosen Dinger widerten mich an. Wie oft aber bat ich meine Mutter, sie sollte mir ein richtiges, lebendiges Kindchen zum Geburtstag schenken, aber mir ganz allein mußte es gehören. Sie schüttelte nur in ihrer lieben Art den Kopf, fuhr mir mit der Hand über das struppige Haar und meinte lächelnd: „Dazu mußt du erst vernünftiger werden und heiraten!“ Ich konnte damals nicht begreifen, warum man erst heiraten mußte. Oft grübelte ich darüber nach und stellte

zum Schluß immer wieder fest, daß der liebe Gott doch eigentlich sehr ungerecht sei! Ich wünschte mir so brennend einen kleinen Jungen und bekam keinen, Mutti dagegen hatte fast jedes Jahr ein Kindchen, der war das doch sicherlich längst über! Nein, der liebe Gott war doch sehr ungerecht! Schon als kleine Gören hatten wir alle einen schrecklichen Dickkopf. Geschlossen gingen wir vor und erreichten stets, was wir wollten, wenn es im Bereich des Möglichen lag. Und doch liebten wir unsere Eltern sehr, besonders Mutti; sie war immer freundlich zu uns, klagte nie über ihr schweres Los, klagte nie, wenn sie Tag für Tag Kühe melken, scheuern und arbeiten mußte wie ein Pferd, sie klagte nie und war doch all diese Arbeit nicht gewöhnt. Mütterchen, was du uns, deinen neun unbändigen Kindern, warst und noch heute bist, weiß ich, seitdem ich fort war von Hause. Alleine habe ich den Kampf mit dem Leben aufnehmen müssen, allein gekämpft gegen alle Widerwärtigkeiten. Eins aber weiß ich, nie wird mich der Kampf mutlos machen, nie verzagt, denn du hast mich recht kämpfen gelehrt.

2. Kapitel

Mit elf Jahren kam ich aufs Lyzeum in die Quinta. Jeden Morgen pinscherte ich mit meinem Bruder Gerhard und meiner Schwester Martha fast eine Stunde zur Bahn, und dann fuhren wir noch eine dreiviertel Stunde mit dem Zuge. Leicht war das nicht, aber wir waren kerngesund und zäh. Im Winter mußten wir sogar schon vor 5 Uhr aus den Federn, müde und verschlafen wateten wir dann mit unsern hohen, schweren Stiefeln durch den oft knietiefen Schnee. Wie so manches Mal haben wir da die Schule verwünscht. Ich haßte sie überhaupt von vornherein. Jeder Zwang war mir lästig, und ich ging sofort in trockige Opposition, wenn mich jemand zwingen wollte. Als ich in die Quinta kam, war ich noch nie mit mehr als zwei anderen Mädchen zusammengewesen, — erst hatte ich bei meiner Mutter gelernt, und später war ich mit der Tochter eines adligen Gutsbesizers erzogen worden. — Zu merkwürdig kam es mir daher vor, daß meine Mitschülerinnen aufstanden, wenn sie etwas gefragt wurden. Innerlich amüsierte ich mich königlich darüber und blieb natürlich sitzen, weil ich gar nicht wußte, warum man aufstehen sollte. Als die Lehrerin mich wegen meines ungebührlichen Betragens ziemlich hart rügte, wurde ich trockig. So etwas war mir in meinem Leben noch nicht passiert, ich hatte ihr doch wahrhaftig nichts getan, warum schimpfte sie mich bloß

aus? Sofort hieß es in der Schule, ich wäre ein ganz un-
erzogenes, unverschämtes Gör, dem man tüchtig eins auf
den Deckel geben müßte. Wie unendlich schwer es mir
später geworden ist, diesen ersten, recht unangenehmen
Eindruck zu verwischen, kann sich wohl jeder denken. Ach,
wie haßte ich diese ekelhafte Büffelei! Viel lieber strolchte
ich mit unserem bildschönen Wolfshund „Bära“ durch
Feld und Wald, belauschte das Wild, wenn es abends
zögernd hinauszog auf die Wiesen, oder träumte stunden-
lang am Waldesrand liegend von meiner Zukunft, von
meinem späteren Beruf; ich wollte Tierärztin werden und
malte mir das nun herrlich aus. Vielleicht würde ich auch
heiraten, aber das mußte ich mir noch gründlich überlegen.
War das nicht alles tausendmal schöner, als in dumpfer
Kammer hinter langweiligen Büchern zu hocken? Grund-
los faul war ich! Meine schriftlichen Arbeiten schmierte
ich in der Bahn ins Heft, — ich hatte auch stets eine
Fünf in Handschrift auf jedem Zeugnis, — meine
mündlichen lernte ich fix in der Pause vor der Stunde.
Es ist ein Segen für mich, daß ich einigermaßen begabt
bin und ein blendendes Gedächtnis habe, das mich nie im
Stich läßt, sonst wäre ich wohl nie aus der Quinta her-
ausgekommen. In der ersten Zeit hatte ich keine Freun-
din. In den Pausen stand ich in irgendeiner Ecke, brütete
vor mich hin, und redete mir einen wilden Haß auf alle
Menschen, vor allen Dingen auf die Lehrer ein und wurde
von Tag zu Tag trokiger. Bestrafte mich jemand, lachte
ich ihm glattweg ins Gesicht, was alle maßlos reizte, und
jede Woche fast zierten eine, manchmal auch mehrere Be-
merkungen über mein unglaubliches Betragen das
Klassenbuch. Meine Klassenlehrerin war entsetzt, drohte

mit Klagebriefen an meinen Vater, aber das war mir so gleichgültig wie nur irgend etwas; Senge bekam ich ja oft, es kam wirklich nicht auf einige Hiebe mehr oder weniger an. Der einzige, der mir immer wieder die Stange hielt, auch einigermaßen Einfluß auf mich hatte, war mein Geschichtslehrer. Er verstand mich, verstand meine Unbändigkeit, meine wilde Sehnsucht nach Freiheit, verstand auch, mich zu nehmen. Nie zankte er mit mir, sondern redete mir stets gütlich zu, half mir aus mancher unangenehmen Lage, trat immer für mich ein. Da begann es in mir zu dämmern, daß es auch unter den Lehrern gute Menschen gibt. Überhaupt habe ich mich mit den Studienräten stets besser gestanden als mit den Lehrerinnen. Zwei Schulfächer waren für mich herrlich: Geschichte und Turnen. Mit großen, brennenden Augen hing ich an den Lippen des Lehrers und lauschte atemlos den Taten unserer Vorfäter. Wie stolz konnten wir auf die geschichtliche Vergangenheit unseres Volkes sein, da gab es doch noch Menschen, Männer, für die man freudig Leib und Leben, Gut und Blut geopfert hatte. Wenn doch jetzt auch solch ein Mann in unserem Volke lebte, ein Mann, für den wir, die deutsche Jugend, bereit wären, alles, aber auch alles hinzugeben. Aber es gab wohl keinen? Halt doch, Vati sagte uns oft, daß Hindenburg solch ein Mann wäre! Richtig, Hindenburg! Dem hatte ich auch schon einmal die Hand gegeben, als er 1919 in Kolberg weilte. Deutlich kann ich mich noch darauf besinnen, wie er uns vier Stöpfes belustigt betrachtete, als wir ihm einen Korb mit Märzbecherchen aus unserem Garten in die Hand drückten. Wie nett hat er sich mit uns unterhalten, obwohl mein Bruder und ich uns beinahe vor ihm

geschlagen hätten. Den Grund weiß ich heute nicht mehr, ich sehe nur noch, wie sich die zwei Begleiter hinter Hindenburgs Rücken vor Lachen ausschütten wollten; da habe ich mich mächtig geschämt, wohl zum ersten Male in meinem Leben! Also für Hindenburg sollten wir uns begeistern! Ja, eine Zeitlang ging das wohl, aber nicht für immer. Ihm fehlt das jugendliche Draufgängertum, das uns alle mitreißt, uns immer wieder zu neuen Opfern antreibt, was selbst die allertiefste Ehrfurcht nicht vermag. Außer Geschichte liebte ich das Turnen draußen auf dem Schulhof. War ich im dumpfen Klassenzimmer die Letzte, hier auf der Aschenbahn oder an der Sprungstelle war ich die erste. War das herrlich! Wenn es nur Geschichts- und Turnstunden gegeben hätte, ich würde die Schule wahrlich geliebt haben! Nur im Winter war selbst Turnen für mich eine Qual; was wußte ich von einem Barren — ich habe es nur bis zur „Krummen Knie-Übung“ gebracht, — Keulen, Hanteln, Gehen und Musik usw. Das war scheußlich! Gings aber ans Taufklettern, hei, dann war ich die erste und einzige oben, hätte laut vor Freude und Übermut juchzen können. Langsam rutschte ich von einer Klasse zur andern herauf, hart am Sitzenbleiben vorbei, aber ich schaffte es immer noch gerade so. Meine erste Nennfreundin war eine Jüdin! Sie war die einzige, die im Anfang mit mir sprach, mich eines Tages sogar aus meinem dumpfen Brüten riß und mit mir in den Pausen spazierenging. Bald aber konnte ich sie nicht mehr ausstehen, aber sie ließ mich nicht los, und ich mußte immer einigermaßen nett zu ihr sein. Wieviel lieber hätte ich ihr so manches Mal die Augen ausgekratzt. Schließlich merkte sie meinen Widerwillen; ich bin auf die Dauer ein

zu schlechter Heuchler. Allmählich fand ich einige wirkliche Freundinnen; besonders nahe standen mir eine Bauern- und eine Studienrattstochter. Leider habe ich trotz eifrigen Fragens nie erfahren können, wo dieses herzensgute, allzeit fröhliche Landkind geblieben ist. Sie ging früh ab, ihr Vater verkaufte den Hof und zog fort. Jrgendwo auf der deutschen Erde wird sie ihren Mann stehen, treu und brav, als echte Tochter eines pommerschen Bauern. Mit der anderen bin ich noch sehr befreundet; zu ihr konnte ich mit allem kommen und oft, ach, wie oft hat sie mir lieb aus mancher Verzweiflung geholfen, wie oft mir den rechten Weg gewiesen und mich nach und nach zu einem halbwegs vernünftigen Menschen gemacht. Wie eine Mutter fast war und ist sie zu mir, dabei ist sie noch kein Jahr älter, aber weit verständiger. Leider trennten sich in Untertertia unsere Wege. Sie ging weiter ins Lyzeum, ich mußte auf Befehl meines Vaters die Studienanstalt besuchen, in den Pausen aber waren wir stets zusammen. Ich wurde sogar fleißiger und arbeitete ein gut Teil zu Hause, dafür aber hatte ich auch in der Bahn mehr Zeit, Dummheiten zu machen. Meine Schwester und ich freunden uns mit den Jungen an, die auch immer führen, und spielten mit ihnen Skat. Dafür verwöhnten sie uns mit Mäschereien, ja, einer schenkte uns sogar eines Tages Zigaretten. Tapfer, wie wir waren, rauchten wir los! Es bekam uns wunderbarerweise sehr gut, da probierten wir öfter. Nun kam ich auf den Gedanken, auch einmal Zigarren zu rauchen. Gesagt, getan! Für fünfzehn Pfennige erstanden wir eine dicke Zigarre, verzogen uns hinter unsere Scheune, teilten sie ehrlich mit dem Küchenmesser in drei Teile und rauchten los. Ich möchte hier keine nähere

Beschreibung liefern, wie uns danach wurde. Jedenfalls zogen wir uns alle eiligst in die Stille zurück, und ich warf in Todesangst meinen Stummel fort, ohne mir dabei etwas zu denken. Am Abend tobte das Mädchen ins Zimmer: „Herr Pastor, Herr Pastor, es brennt!“ Mit ein paar Eimern Wasser war der Schaden geheilt. Vati hat auch nie erfahren, wer der Übeltäter war, denn pehen, nein, das tat keiner von uns, wenn wir auch noch so böse aufeinander waren! Immer, wenn ich eine Zigarre rieche, steigt mir jäh die Erinnerung an die erste, mit einem Küchenmesser zerteilte ins Gedächtnis!

3. Kapitel

Als ich vierzehn Jahre alt war, wurde mein Vater in ein kleines Dörfchen in der Nähe einer Universität versetzt. Bitter schwer wurde ihm der Abschied von seiner ihm so lieb gewordenen Gemeinde, die er lange Jahre hindurch betreut hatte, aber er dachte an uns Kinder, an unser Studium und zog dort hin. Wir Kinder freuten uns eigentlich mächtig auf die neue Heimat, und Umziehen war doch so interessant! Nur unsere schönen Pferde, unsere Hunde, kurz unser ganzes Vieh außer den Hühnern ließen wir zurück, das tat uns schrecklich leid, wir hingen so sehr an all den Tieren. Dafür kaufte Vati ein Auto, damit wir immer zur Schule fahren konnten und nicht in Pension brauchten, da hätten wir es doch nicht ausgehalten. Beim Abschied quetschten wir uns tatsächlich ein paar Tränchen ab, aber mehr aus Anstandsgefühl als aus Trennungsschmerz.

Die Eltern und ein Teil meiner Geschwister fuhren mit dem Auto nach L., wir fünf andern sausten mit unserem Kanarienvogel „Piep“ im Käfig unter der Bewachung eines Bekannten mit der Bahn neuen Taten entgegen. Todmüde kamen wir abends in der neuen Wohnung an. Da noch kein Stück Möbel angelangt war, wurden wir im Dorfe verteilt. Martha, die beiden nächsten Jungen, Georg und Heini und ich kamen aufs Schloß, wo uns zwei fabelhafte, nebeneinander liegende Schlafgemächer

durch einen Diener angewiesen wurden. Wir aber hatten für nichts Sinn, sondern packten uns schleunigst ins Bett und schliefen sofort ein. Am nächsten Morgen wachten wir beiden Mädels ziemlich früh auf, schlichen uns zu den Jungen, fuhren ihnen mit einem nassen Waschlappen ins Gesicht und weckten sie auf diese herzlose Weise. Wieder Wind zogen wir uns an, huschten aus dem Schloß und gingen auf Entdeckungsreisen. Natürlich hatten wir keine Ahnung, wo das Pfarrhaus lag, aber wir wollten es schon finden. Das erste Hindernis war eine ziemlich hohe Pforte, da so etwas uns aber nicht im geringsten störte, wurde sie im Sturm genommen. Wir landeten auf dem Kirchhof, da konnte das Pfarrhaus nicht mehr weit sein. Vor uns lag die Dorfstraße, gegenüber in einem Vorgarten ein kleines, ganz und gar mit Efeu umranktes Haus, und da, ja, da hing ja die Kirchenfahne, hurra, das war unser neues Heim. Im Lauffschritt ging es in den Vorgarten, Hand in Hand standen wir da und nahmen von der neuen Heimat Besitz. Ein beklemmendes Gefühl lag auf unserer Brust: wir waren in der Fremde, nicht zu Hause! Da wurde mir zum ersten Male der Begriff Heimat, heilige, geliebte Heimat klar. Als wir in die Schule kamen, wurden wir erst gewaltig verspottet. „Hinterpommersche Gänse!“ riefen sie uns nach; man ahnt ja gar nicht, wie sehr sich die Vorpommern den Hinterpommern überlegen fühlen, dabei haben sie nicht den allergeringsten Grund dazu! Ich bin sogar stolz, daß ich ein Hinterpommer bin. Eines Tages packte mich die Wut, ich haute einer eine gewaltige Maulschelle. Sie schrie Zeter und Mordio, unglücklicherweise hatte ich auch gerade die Tochter des damaligen Universitätsrektors

ermischt. Die ganze Schule ergriff gegen mich Partei, ich machte mich schon auf eine gehörige Tracht Prügel gefaßt. Mit dem Rücken stemmte ich mich gegen eine Mauer und erwartete mit geballten Fäusten meine Angreifer. Als sie merkten, daß ich mich nicht ohne Kampf ergeben wollte, ließen sie mich in Ruhe, mit meinen derben Fäusten wollte keine in Berührung kommen. Mein neuer Klassenlehrer hatte alles vom Fenster aus beobachtet und mochte mich seit dem Tage sehr gerne. In ihm hatte ich auch in der neuen Schule einen Lehrer gefunden, der mir stets half und als treuer Berater zur Seite stand.

Mit dem Ausdruck „Gänse“ mochten unsere Mitschülerinnen nicht so ganz Unrecht gehabt haben, denn gegen diese eingebildeten, geschminkten Damen waren wir wirklich dumme Gören. Wie oft habe ich mich über diese selbstbewußten Dämchen halb wütend geärgert, wenn sie nichts anderes erzählen konnten, als von ihren zahlreichen Verehrern zu schwärmen. Brrr . . . mich widerete so etwas an! Nie habe ich verstehen können, warum sich diese Mädchen jeden Abend von einem anderen Studiker abknutschen ließen! Pfui Teufel, und das nannten sie „himmlisch“. Mein, dafür hatte ich absolut kein Verständnis! Ich war durchaus nicht engherzig in dieser Beziehung erzogen, aber erstens fand ich eine Freundschaft mit Jungen ohne Küssen viel netter und kameradschaftlicher, und zweitens lagen mir nun einmal keine Zärtlichkeiten. Ungeduldig winkte Vati ab, wenn wir uns für etwas freudig bedanken wollten: „Laßt man, habt Euch nicht so!“

Damals wußte ich auch noch nicht, was Liebe ist. Jungmädchengeschichten waren für mich entsetzlich langweilig.

Mit welchem Eifer ich aber Indianergeschichten, Kriegsschilderungen, Jagderlebnisse las, läßt sich kaum beschreiben; mit glühenden Augen saß ich hoch oben im höchsten Baum, damit mich auch ja keiner störte, und las, las, las . . . Ich malte mir aus, wie die Ritter stolz in den Kampf zogen, wie sie todesverachtend eine Burg stürmten, deren Besatzung sich noch im letzten Augenblick durch einen unterirdischen Gang retten konnte. Das war doch noch eine herrliche Zeit! Wenn ich doch vor 700 Jahren gelebt hätte! Die heutige Zeit ist so nüchtern und unromantisch wie nur irgend etwas! Eines Tages winkten mich meine beiden jüngeren Brüder in den Kaninchenstall, dort waren wir ziemlich unbelauscht. Oben auf den Buchten thronten wir. Erwartungsvoll sah ich die Jungen an, wir waren nämlich ein unzertrennliches Kleeblatt. „Du, Mieke“, — eigentlich heiße ich Eva Maria, werde aber nie so genannt — „Du, wir haben einen unterirdischen Gang entdeckt!“ „Heini, wo?“ Beinahe wäre ich vor Überraschung von meinem wackligen Sitz gefallen; meine Augen blitzten vor Unternehmungslust. „In R. am Wallgraben! Wir wollen ihn erforschen! Willst du mit?“ Natürlich wollte ich. Nun wurde Kriegsrat gehalten, alles wurde genau überlegt, denn eine gute Taschenlaterne und ein Seil mußten wir unbedingt haben, man konnte nie wissen . . .

Ich malte mir köstlich aus, was wir alles in dem Gang finden würden. Gold, alte Urkunden, Schmuckstücke, alles, alles würden wir mitnehmen; es war ja unser.

Im Geiste sah ich uns schon in allen Zeitungen abgebildet, lange Artikel würden unsere Verdienste in die Welt hinaus schreien, man würde sich um uns reißen.

Unsere Eltern könnten zum ersten Male stolz auf uns sein, und alles Geld sollte Mutti haben, damit sie sich nicht so sehr um jeden Pfennig zu sorgen brauchte. Es war zu fein, daß man sich mit den Brüdern so gut stand und durch dick und dünn mitgenommen wurde! Endlich, endlich kam der heiß ersehnte Tag heran! Vorsichtig schlichen wir uns durch den Vorgarten des Hotels. Gnade uns Gott, wenn der Kellner uns erwischt hätte. Wir huschten durchs Gebüsch und standen zitternd vor Aufregung am Eingang. Ganz dicht über dem Graben war er. Tapfer kroch ich als erste hinein; wir mußten am Boden entlang schlüpfen, angenehm war dies nun gerade nicht, ekelhaft glitschig war alles! Endlich konnte man aufrecht gehen. Uns war doch etwas bänglich zu Mute! Wenn hier nun eine Räuberbande hauste? Oder wenn wir jetzt an ein Skelett stießen? Ich glaube, wir wären vor Entsetzen gestorben. Aber es gab jetzt kein Zurück mehr; vorwärts, marsch! Plötzlich huschte der Lichtkegel über etwas Dunkles; atemlos blieben wir stehen. Nichts rührte sich. Es waren Kanalisationsröhren, die den Gang durchkreuzten; sie wurden überklettert, aber unsere Zuversicht, einen wirklichen unterirdischen Gang entdeckt zu haben, sank merklich. Jetzt lag vor uns das Fundament eines Hauses, davor ein Bambusstab mit einem abgebrochenen Weinglase, das war das Ende! Mit welchen Empfindungen wir da standen, vermag ich nicht zu beschreiben, ganz jämmerlich war uns zu Mute! Wortlos schlichen wir zurück, alle unsere kühnen Träume waren in ein Nichts zerronnen! Unser neuentdeckter, unterirdischer Gang war eine alte — Kloake. Alle unsere Hoffnungen waren zerschlagen, wir waren die ungezogenen Pfarrers-

kinder wie früher, keine gefeierten Helden. Erst viel später haben die Eltern alles erfahren, wir konnten lange nicht darüber sprechen, die Enttäuschung war zu groß gewesen! „Pastors Kinder, Müllers Vieh, geraten selten oder nie!“ Auf uns konnte man es gut anwenden.

4. Kapitel

Mein einer Bruder hatte zu seinem Geburtstag einen Indianeranzug bekommen, natürlich mußten wir anderen nun auch solchen Schmuck haben. Alle Federn wurden zusammengerafft, und bald sahen wir so schauerlich aus wie richtige Indianer, vielleicht sogar noch schrecklicher. Einen richtigen Wigwam hatten wir uns im Garten tief im Gebüsch versteckt gebaut, dort hockten wir abends ums Lagerfeuer, träumten vor uns hin, schnitzten Pfeile oder hielten Kriegsrat ab. Eine blanke Luftbüchse war unser Stolz; schießen konnten wir wie die Teiwels, Vater hatte uns schön eingedrillt. Wehe, wenn wir nicht ins Schwarze trafen! Manche Träne hat es gekostet, wenn wir unter väterlicher Aufsicht mit dem Tesching nach der Scheibe schießen mußten, aber wir habens gelernt, fabelhaft gelernt, so leicht sticht uns keiner aus.

Selbst die Leute im Dorf waren vor uns nicht sicher; gingen sie abends spazieren, stürzten sich plötzlich drei wilde Gesellen auf sie, verschleppten einen in den Park, wo er für einige Zeit an den Marterpfahl wanderte. Sonntag nachmittags belauschten wir die Liebespärrchen, das war zum Quieten! Vor Lachen fiel man fast vom Baum. Wie oft klauten wir uns Pferde vom Felde und sausten ab; hinter uns her tobte und fluchte der Knecht. Das störte uns aber nicht im geringsten! Nach einiger Zeit brachten wir ihm sein Eigentum wieder mit einem seligen Leuchten

in den Augen. Sie haben uns nie etwas getan, meistens freuten sie sich noch über unseren tollen Übermut. Natürlich konnten wir dies alles nur machen, wenn die Eltern nicht zu Hause waren, was in dieser Zeit öfter geschah. So recht von Herzen haben wir uns ausgetobt!

Mancher, der dies liest, mag denken, wieviel freie Zeit haben die gehabt! Ach, sie war uns gewöhnlich höllisch knapp, denn tüchtig mußten wir in Haus und Garten helfen. Aber die Stunde nach dem Abendbrot, bevor wir ins Bett gingen, die gehörte uns, und wir haben sie ausgenutzt bis zur letzten Minute, ja sogar Sekunde.

Wenn ich doch noch einmal in Jungenshosen als Indianer herumlaufen, noch einmal am Lagerfeuer liegen und träumerisch in die zuckende Glut starren könnte! Vorbei, vorbei! Meine wilde, ungebundene Jugendzeit bringt mir keiner wieder zurück! Wer selber in einem großen Geschwisterkreis aufgewachsen ist, weiß, welcher Trubel dort herrscht, weiß, wie unendlich gut es für ein Kind ist, frühzeitig zu lernen, daß nicht alles für einen alleine da ist. Nicht um Geld noch Gut möchte ich mit einem Ein-kind tauschen, wenn es auch äußerlich alles hat. Todunglücklich wäre ich allein, würde die Neckereien der Brüder, aber auch das innige Band geschwisterlicher Kameradschaft vermissen. Was wäre wohl bei meiner Veranlagung aus mir geworden, wenn ich vom Vater verzärtelt und von der Mutter vergöttert worden wäre? Sicherlich ein ganz unausstehliches, untaugliches Ding! Hunger haben wir nie gekannt, aber knapp ging es immer her, und doch gab uns Vater stets Geld, wenn wir einen schönen Ausflug machen wollten oder in den Ferien unser liebes Pommernland bis in den letzten Winkel mit dem

Kade durchschweiften. Sich selbst gönnte er nichts, alles gab er uns Kindern, war er nach außen hin oft rauh und herzlos, wir waren doch sein ein und alles, sein ganzer Stolz. Ja, wir neun wilden, ferngesunden Knaben waren der Reichtum unserer Eltern, waren ihr ganzes Glück. Wenn wir auch sehr unbändig und trotzig waren, Schande haben wir ihnen bis jetzt noch nicht gemacht, werden es auch hoffentlich nicht tun.

Wie strahlten Vaters Augen, wenn Besuch kam, und wir alle der Größe nach antreten mußten. Wir haben uns oft darüber geärgert, aber nie ließ es sich Vater entgehen.

5. Kapitel

Der Administrator des Gutes hatte eine Tochter, Dieter, die, wie alle Leute behaupteten, sehr hübsch sein sollte. Damals wußte ich noch nicht, was schön und häßlich ist. Woher auch? Wild war ich aufgewachsen, war stets mit Jungen zusammen gewesen, aber keiner hatte mir gesagt, wie ich aussähe. Lange beobachtete ich nun Dieter, stellte mich dann in Mutters Zimmer vor einen großen Spiegel und überlegte, ob ich wohl hübsch sei. Ganz in meine tiefsinnigen Beobachtungen versunken, merkte ich nicht, daß Gerhard hereinkam; erst als er mich reichlich unjanst in die Seite bohrte, fuhr ich erschrocken herum. „Was gaffst du denn in den Spiegel, bist doch schon häßlich genug!“ So herzlos war mein Bruder noch nie zu mir gewesen; ganz starr war ich, es fehlte nicht viel, dann hätte ich losgeweint. Also häßlich war ich! Klipp und klar hatte es mir Gerhard gesagt. Hm, schön ist das sicher nicht; nun würde keiner mit mir tanzen, wenn ich auf ein Vergnügen ging. Einen Mann bekäme ich bestimmt nicht, ach, und ich wünschte mir doch so sehr viele Kinder! Das war nun alles aus! Ja, leicht ist es sicherlich nicht, als häßliches Menschenkind durch die Welt zu kommen. „Mütterchen, was macht man, wenn man so häßlich ist?“ fragte ich eines Abends ganz zaghaft. Sie lachte: „Mache immer ein freundliches Gesicht!“ Sie sagte nicht, daß ich doch leidlich hübsch wäre, wie ich so sehr gehofft hatte.

Ich war also tatsächlich häßlich, mordshäßlich sicher; puh, mich ekelte vor mir selber. Aber was half alles Ekeln, ich lebte nun einmal und mußte mit dem Leben fertig werden. Tapfer zu sein, das war mein Vorsatz. Mit der Zeit habe ich mich so leidlich herausgemacht; manche sagen sogar, ich wäre hübsch, aber die haben nach meiner Ansicht einen schlechten Geschmack!

Wir vier Großen lernten bei dem Administrator tanzen; reichlich dumm und ungeschickt haben wir uns sicher dabei angestellt, bei unserem „musikalischen Empfinden“ ja weiter kein Wunder, aber schließlich begriffen wir es doch. Zu Weihnachten bekamen wir alle zusammen ein Grammophon, das war der Himmel auf Erden für uns. Tag und Nacht fast tanzten wir. Oft knurrte Vati, aber, wenn er unsere strahlenden, bittenden Augen sah, freute er sich meistens mit uns. Die ersten Studenten, meist Söhne von Vatis Amtsbrüdern oder Studienfreunden, kamen, da wurde eben getanzt. War das schön! Eines Tages kam die erste Einladung zu dem Damenfest einer Verbindung; wie habe ich mich darauf gefreut! Zitternd vor Erwartung fuhr ich hin, von allen Geschwistern restlos beneidet. Es war wirklich zu schön; halbtot wurde ich getanzt! Wie amüsierten sich die Studenten über meine langen, blonden Zöpfe! Wie kann man von Herzen harmlos vergnügt sein, wenn man noch keine sechzehn Jahre alt ist.

Damals lernte ich einen Studenten kennen, einen ruhigen, ernstesten Mann, der seinen Namen Ernst nicht mit Unrecht trug. Erst konnte ich ihn nicht leiden; wie so manches Mal habe ich ihn durch ein bewusst spöttisches Wort gekränkt, dann sah er mich traurig an, ließ aber

nicht von mir, war stets lieb und gut zu mir. Oft hatte ich ihn auf den Damenfesten seiner Verbindung zum Herrn, immer war er unendlich aufmerksam. Eines Tages holte er mich von der Schule ab und bat, mich begleiten zu dürfen; von da an waren wir eigentlich ständig zusammen. Wie lang wurde mir die letzte Schulstunde, wenn ich wußte, der Geliebte wartete draußen. Daß dabei in meinem Kopfe kein Platz für ordentliches Mitarbeiten war, läßt sich denken. Was war das für eine sorgenlose, herrliche Zeit, die Zeit der ersten, reinen, jungen Liebe! In der Schule wurde ich unendlich viel gehänselt; sie gönnten mir meinen treuen Freund nicht, sie, die nicht wußten, was Treue ist, sie, die viel zu oberflächlich waren, um einen Mann wirklich rein lieben zu können, diese Mädchen verspotteten mich. Nicht alle Mitschülerinnen waren so, manch eine dachte wie ich, das waren meine Freundinnen, die meisten aber waren bis dorthinaus oberflächlich.

Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen kamen Ernst und ich uns immer näher. Grenzenloses Vertrauen hatte ich zu ihm. Er half mir in seiner lieben, guten Art, wenn ich mich in der Schule geärgert hatte, lehrte mich, Recht und Unrecht zu unterscheiden, lehrte mich, daß man nicht immer mit dem Kopfe durch die Wand gehen, sondern auch nachgeben mußte. Seltsamerweise nahm ich ihm seine Ermahnungen nicht übel, jedem anderen wäre ich mit einer boshaften Bemerkung über den Mund gefahren. Bei ihm konnte ich es nicht; er war bald mein zweites Ich. Ein Leben ohne ihn, ohne seine behütende Liebe war sehr schnell für mich undenklich. Einmal erwähnte ich etwas vom „Bismarckbund“, den mein Vater in L.

leitete, da sah er mich merkwürdig ernst an: „Ich bin nicht reaktionär; Nationalsozialist, S.=A.=Mann bin ich!“ Da hörte ich zum ersten Male etwas von Hitler, von einem Adolf Hitler, der trotz Hohn und Verboten unentwegt sein brausendes „Deutschland erwache!“ hineinwarf in ein angsterfülltes, schlafendes Bürgerheer. Eifrig las ich alle unsere Zeitungen durch, um Näheres über diese Bewegung zu erfahren, aber nur herzlich wenig schrieben unsere Blätter. Als ich meinen Vater fragte: „Wer ist Hitler, und was will er?“ bekam ich zur Antwort: „Beschäftige dich mit anderen Dingen!“ Also Vater wollte nichts von ihm wissen, da war es ja interessant, sich eingehender mit der Bewegung zu beschäftigen. Heimlich kaufte ich mir das Programm der N.S.D.A.P.; es war eine gewaltige Auslage für mich, aber ich hatte mir kurz vorher durch ein kleines Gedicht ein paar Kröten verdient. Dieses Programm begleitet mich noch heute überall hin. Abends im Bett studierte ich das Buch. Wenn ich ehrlich sein soll, begriff ich damals nicht viel. Ein Ahnen nur zog durch meine Seele, ein Ahnen, daß es noch heutigen Tages etwas gibt, für das man freudig Leib und Leben, Gut und Blut einsetzen könnte. Noch heute gibt es einen Führer, der uns, der deutschen Jugend, in treuer Pflichterfüllung den Weg zur Freiheit weisen will.

Mit Ernst sprach ich darüber, er gab mir über alles Auskunft, er, der mit so glühendem Herzen Hitlersoldat war. So wuchs ich allmählich in die Gedanken dieser Bewegung hinein, hörte viel Gutes von ihr, aber wohl noch mehr Schlechtes, nichts aber konnte meinen Glauben an den Führer Adolf Hitler, an den einstigen Sieg dieser

herrlichen Bewegung erschüttern. Mit meinem Vater prallte ich oft zusammen. Er war eisern deutschnational, manches Trennende lag zwischen uns.

Kurz nach meinem siebzehnten Geburtstage haben Ernst und ich uns verlobt. Alles Wilde, Unbändige schwieg in mir, als ich zum ersten Male einem Manne im Arme lag und von ihm geküßt wurde. Ein Singen und Klingen war in meiner Seele, er liebt mich, liebt mich, mich, das junge, wilde Ding aus einem kinderreichen, armen Pfarrhaus. Damals war ich so sorglos unbekümmert, gab ihm freudig mein Jawort. Ob ich es heute noch ebenso sorglos tun würde, weiß ich nicht, denn heute weiß ich, was ein langer Brautstand bedeutet: Verzicht, weiß, wie schwer es ist, wenn man immer wieder auseinander muß für lange Wochen, ja Monate. Schwer muß man gegen manches ankämpfen, was oft nicht leicht ist, um so köstlicher aber ist es, wenn man in diesem Kampfe gegen sich selbst Sieger bleibt.

Damals wußte ich nur eins: ich liebe ihn unendlich. Mit meiner Mutter hat er noch gesprochen, dann mußte er fort, um weiter für sein Examen zu arbeiten. Im Herbst, als alles glücklich überstanden war, kam er wieder und warb bei meinen Eltern. Gerne willigten sie ein, nur meine Jugend gab ihnen zu denken, davon aber wollte Ernst nichts wissen, er vertraute mir, glaubte an meine Liebe. Ich habe ihn nicht enttäuscht, wenn es mir auch so manches Mal schwer wurde, verzichten zu müssen, wenn meine Schwester strahlend vor Glück zum Tanzen ging. Wenn Ernst bei mir war, vermißte ich nichts, aber meistens waren wir ja getrennt.

Und doch war meine Verlobungszeit eine schöne, reiche

Zeit. Langsam hat mich der Mann, dessen erste und einzige Liebe ich bin, dessen Lippen nie die eines anderen Mädchen berührt haben, zu einem Menschen, einem halbwegs guten Menschen geformt. Aus dem unbändigen Kind, das nie zu einer häuslichen Arbeit zu bewegen war, ist mit der Zeit eine leidlich gute Hausfrau geworden. „Ich will eine tüchtige Hausfrau haben!“ hatte Ernst einmal zu mir gesagt, und ich habe mich ehrlich bemüht, es zu werden.

Nach langen, schweren Kämpfen mit meinem Vater hatte ich durchgesetzt, daß ich von der Schule abgehen durfte. Bis zur Primanerin habe ich es geschafft, das war in meinen Augen die Höhe des Vollkommenen; leider teilte mein Vater diese Ansicht nicht. Noch heute hat er mir nicht recht verziehen, daß ich damals abging. Ich aber bin herzlich froh darüber. Was hätte es mir wohl genutzt, wenn ich gleich von der Schulbank aus geheiratet hätte? Wohl könnte ich dann lange, gelehrte Vorträge über Ibsen, Tolstoi und Hauptmann halten, hätte abschließende eingelernte Kritiken über ihre Werke herbrabbeln können, aber vom Leben und der tiefen inneren und äußeren Not meines geliebten Volkes hätte ich keine Ahnung gehabt! Unwissend hätte ich geheiratet, um dann sicher schwer, schwer enttäuscht zu werden.

Nein, wie ganz anders und weit besser habe ich die Zeit ausgenutzt. Zwei Jahre habe ich bei meiner Mutter im Haushalt gearbeitet. Es hat mir wirklich Freude gemacht; ich lernte ja für mich, für meine Zukunft. Fast sechs Wochen war ich zwischendurch in einem Säuglingsheim. Diese Zeit möchte ich nicht wissen, unendlich viel habe ich gelernt, wenn es auch im Anfang sehr schwer

war, habe entschuldigen gelernt, da, wo ich früher verdammt hätte. In der ersten Zeit bin ich oft ganz verzweifelt in mein kleines Stübchen gelaufen, ach, wie war das Leben schrecklich!

Wir hatten eigentlich nur uneheliche Kinder im Heim und dann die Mütter dazu; nein, das waren keine Mütter, diesen heiligen Namen durfte man ihnen nicht geben, Dirnen waren es, um nicht noch härtere Worte zu gebrauchen. Nie werde ich vergessen, wie so ein Weib auf meine Frage nach dem Vater schrill auflachte und höh-nisch meinte: „Schwester, wenn ich das man selber wüßte; da waren so viele bei beteiligt, das kann man jetzt nicht mehr feststellen.“ Ein Ekel hat mich da geschüttelt, ohrfeigen hätte ich sie können, pfui Teufel, solche Menschen gab es unter uns, Menschen, die das Heiligste eines Volkes, die Mutterschaft, verlachen, ja, sogar in gemeinster Weise in den Schmutz zerren. Es gab auch andere Mädchen, Mütter, die sich wirklich um ihre Kinder kümmern und sie liebten, aber sie waren selten. Armes, armes Deutschland, wenn diese unehelichen, ohne die behütende Liebe einer Mutter aufwachsenden Kinder deine Zukunft sind, dann hast du wahrlich nicht viel zu hoffen! Diese Kinder, die fast alle idiotisch, zum mindesten aber seelisch schwer belastet sind, diese Kinder sollen deine ganze Hoffnung sein, sie sollen einst Deutschland wieder groß und frei machen? Nein, nein, das kann nicht sein, das ist ganz unmöglich! Alles in mir wehrte sich gegen diese Gedanken! Und doch, welche Ehe ist denn heute noch kinderreich? In den meisten Familien sind eins, höchstens aber zwei Kinder, viele Ehen sind überhaupt kinderlos. Es wird vielfach auf die schlechte Zeit geschoben, ich

aber sage „nein“, es liegt an den Menschen selber, sie wollen ja gar keine Kinder haben. Es ist ihnen zu unbequem, dadurch kommen wir so weit, daß uneheliche, schwachsinnige Kinder die Zukunft unseres Volkes werden. Deutsche Männer, deutsche Frauen, wollt ihr das? Wollt ihr, daß unser Volk, unser geliebtes, heiliges Volk einst nur noch aus Idioten besteht? Versucht es doch einmal, wie unendlich glücklich der Besitz einer Kinderschar macht! Ihr ahnt es gar nicht, welch unerseßbarer Reichtum ein kleines, hilfloses Wesen, ein Kindchen, ist! Gewiß ist es heute nicht leicht, viele Kinder zu haben, aber denkt daran, wie unendlich wertvoller euer Kind unserem Vaterlande ist als irgendein schwachsinniges.

Wenn ich es doch mit ehernen Flammenbuchstaben in jedes deutsche Frauenherz schreiben könnte: verzichtet auf Schminke und Puder, verzichtet auf Tanz und sonstige gleißende Vergnügungen, schenkt unserm Volke Kinder, gesunde, kräftige Kinder, auf die wir stolz unsere Hoffnung setzen können, für die wir arbeiten und schaffen, um deren Zukunft wir so erbittert kämpfen. Helft alle mit an dem Aufbau und der Gesundung unseres Volkes und geliebten Vaterlandes! Schafft ihm einen gesunden, vollwertigen Nachwuchs, dann wird Deutschland nicht untergehen, sondern einst wieder groß, stark und frei dastehen!

6. Kapitel

Nach der Zeit im Säuglingsheim kehrte ich wieder nach Hause zurück und lernte dort weiter. Oft habe ich einer franken Arbeiterfrau, die ihren Haushalt nicht mehr allein besorgen konnte, geholfen. Sie liebten mich bald alle sehr. Tief habe ich da in die Wohnverhältnisse unserer Arbeiterfamilien geblickt, dabei haben es unsere Leute noch gut. Bittere Armut und manches Elend herrschen in den kinderreichen Familien. Was kann ein fünfzehnjähriges, junges Ding dafür, wenn es nichts von Reinheit weiß! Schläft es doch mit den älteren Brüdern zusammen. Können wir, die wir in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen sind, solche Mädchen verdammen? „Nein“, sage ich und nochmals „nein“, wir haben kein Recht dazu, den ersten Stein auf dieses Mädchen zu werfen. Aber helfen müssen wir ihm, damit es nicht versinkt und zu Grunde geht! Hitler, Adolf Hitler, hier mußt du helfen, hier die Wohnungsnot lindern, wie du es in deinem Programm gelobst!

Als im Juli 1931 die erste Notverordnung kam, wurde das Geld ein seltener Artikel! Das Auto wurde in der Garage aufgebockt, die Kinder radelten meist zur Schule. Auch das Mädchen mußte gehen, Mutter und ich besorgten den Haushalt alleine. Leicht war das nicht, so manches Mal wollte ich mutlos von meinem Posten weichen,

aber meine Mutter war mir ein gutes Vorbild. Eines Tages hörten wir von einem Studenten, der infolge der Notverordnung — er war Kriegswaise — sein Studium hätte aufgeben müssen. „Wo zehn satt werden, wird es auch der elfte!“ sagte mein Vater. So kam er zu uns und bald noch einer. Sie lernten mit den Brüdern, hackten Holz, holten Wasser, kurz, machten sich nützlich. Es herrscht ein großes Elend unter den Studenten, so groß, wie es kaum ein Außenstehender ahnt. Er sieht nur die bunten Mützen, die zerhauenen Gesichter — den Geldbeutel aber sieht er nicht! Wie unendlich viele leben von Pellkartoffeln, schwarzem Kornkaffee und trockenem Brot! Sie hungern sich durch bis zum Examen, um dann vor dem Nichts zu stehen, denn der Staat denkt, sie seien überflüssig. Mittellos und oft halb verzagt sitzen sie herum, nur die unerschütterliche Hoffnung auf eine bessere Zeit, auf ein neues Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers läßt sie nicht ganz verzweifeln. Sie kämpfen für ihn, sie dulden für ihn, denn er wird ihnen einst helfen aus aller Not. Wie so mancher Student sitzt am Tage in den Hörsälen und lauscht den Vorträgen der Professoren, in der Nacht aber steht er als Taxischofför an dem Bahnhof, vor den Lokalen und verdient sich sein Studium. Manch einer geht in den Semesterferien als Ferienarbeiter aufs Land; wie viele aber von ihnen sind diese Arbeit gewohnt? Nur mit eiserner Energie, mit zusammengebißnen Zähnen halten sie durch. Unmenschliches fast leisten diese Jungen, nur um weiter studieren zu können. Stahlhart werden die Muskeln, sehnig und straff der ganze Körper, eine gute Schule haben sie hinter sich, Kampfgestählt treten sie ins Leben. Aber keiner

gebraucht sie. Es ist die Pflicht des Staates, seinem Volke Arbeit und Brot zu schaffen, er darf uns nicht zur Untätigkeit verdammen, er darf es nicht, denn das ist Verbrechen! Aber der heutige Staat tut es! Sollen wir nun für ihn kämpfen, ihn lieben? Nein, wir haben ein Recht auf Arbeit, und der Staat, der sie uns nicht schafft, wird von uns verachtet, wir bekämpfen ihn!

Es war eine vergnügte Zeit mit den beiden Studenten; wir sind zusammen Schlittschuh gelaufen, fröhlich durch den tiefverschneiten, schweigenden Wald gewandert, haben getanzt, gesungen, Skat gespielt. Ja, vergnügt waren wir, man merkte uns äußerlich keine Sorge an! Oder doch? Grub sich nicht auf unseren Stirnen eine Falte nach der anderen ein? Auch an uns ging die Zeit nicht spurlos vorüber, auch wir merkten den Ernst, den furchtbaren Ernst des Ringens um Sein und Nichtsein unseres Volkes, sahen und hörten die schwere Not, das große Elend der Arbeitslosen und konnten doch nicht helfen, weil wir selbst nichts hatten. Wieder kamen Gehaltskürzungen, wieder mußten wir uns noch mehr einschränken, wurden ja selbst die Kinderzulagen mitbetroffen. Vergnügt aber waren wir immer, wir ließen uns nicht unterkriegen; wir waren ja jung, vor uns lag das Leben und lockte! Allgemein schüttelte man über uns den Kopf, hielt uns wohl auch für so ein ganz klein bißchen verrückt, weil wir nie klagten. Wir wurden sogar gefragt, ob wir nicht oft hungern mußten? Das war aber etwas für uns! Vor Lachen fielen wir beinahe unter den Tisch. Man muß das Leben nehmen, wie es ist, ändern können wir es nun einmal nicht, aber durch Frohsinn wird es leichter!

Der Winter verging schnell, Arbeit gab es mehr als reichlich. Um Feuerung zu sparen, heizten wir für uns zwölf Menschen vier, oft aber nur drei Zimmer. Von früh an waren wir gewöhnt, kalt zu schlafen, da machte es uns nichts aus, wenn wir morgens das Eis in der Waschschüssel mit der Faust einschlagen mußten oder feststellten, daß unsere Deckbetten durch das Atmen be-reist waren. Viel schwerer war es für mich, nie einen Platz zu haben, wo man sich ungestört seinen Neigungen hingeben konnte. Wie gerne hätte ich ein gutes Buch ge-lesen, etwas Englisch oder Französisch wiederholt; es war unmöglich! Die freie Stunde am Nachmittag benutzte ich, um an meiner bescheidenen Aussteuer zu nähen. Dann konnte ich von der Zukunft träumen, von unserem eigenen Heim, dachte wohl auch an unser erstes Kindchen, an unseren Jungen, auf den wir uns beide schon freuten, obwohl es noch lange, lange Zeit hatte! Das einzige, was ich stets las, war die Zeitung, leidenschaftlich verfolgte ich das gewaltige Anwachsen der Bewegung Hitlers. Wir Kinder politisierten viel untereinander, verstanden ja alle nichts davon, aber begeisterte Nazis waren wir. Wir hielten zu Adolf Hitler, mochten die Zeitungen über ihn lügen, so viel sie wollten, wir glaubten an den Führer und nichts konnte uns darin erschüttern. Eines Tages brachte ich meinem jüngsten Bruder, dem Liebling und Verzug der ganzen Familie, eine Hakenkreuzfahne mit. Wie waren alle entsetzt über diese Kampfansage! Liebi aber war selig, stolz zog er mit der Fahne durchs Dorf, hinter ihm marschierten die beiden Nächstjüngsten und sangen schallend das „Horst Wessel-Lied“, das ich ihnen zu aller Entsetzen beigebracht hatte. Ja, ja, ich war schon

ein „Enfant terrible“, das schwarze Schaf der Familie. An den langen Winterabenden saßen wir vier Großen mit den beiden Studenten und den Eltern um den großen Eßtisch. Vater las vor, und wir „Frugenslüt“*) stopften und flickten an einem nicht endenwollenden Berg von Strümpfen, Kleidern und Wäsche. Auf vielseitigen Wunsch entschloß sich mein Vater auch einmal, „Mein Kampf“ vorzulesen. Das ganze Buch wurde uns dadurch erschlossen, denn nach dem Lesen erfolgte meist eine recht lebhafteste Debatte. Wir begriffen, um was die Bewegung kämpfte, ahnten auch, warum sie einmal unser ganzes Volk erfassen würde.

*) hochdeutsch: Frauensleute.

7. Kapitel

Als der Winter zu Ende ging, als schon die Lerchen jubelnd zum lachenden, blauen Himmel emporjauchzten, packte ich meinen Koffer und fuhr zu meiner Großmutter und Tante nach S. Ich sollte dort auf dem Wohlfahrtsamt unter meiner Tante, die Kreisfürsorgerin war, als Praktikantin arbeiten; die soziale Arbeit des Staates wollte ich kennenlernen. Von den guten Wünschen meiner Eltern und Geschwister begleitet, reiste ich ab. Mir war doch etwas hänglich zu Mute, als ich so alleine im Zuge saß. Zum ersten Male würde ich längere Zeit von Hause fort sein, zum ersten Male mit allem allein fertig werden. Fast kamen mir Tränen, aber ich riß mich zusammen. „Wenn ich bloß erst wieder zu Hause wäre!“ dachte ich und war noch keine acht Stunden fort. Allmählich wurde ich ruhiger. Meinen Eltern, unserem Namen durfte ich keine Schande machen, das war mir klar. „Auf in den Kampf!“ Bei meinen Verwandten wurde ich sehr lieb empfangen, und ihr kleines, entzückendes Heim ist mir so wert wie eine zweite Heimat geworden. Rührend gut waren Ohma und Tante Leni zu mir. Es war eine herrliche Zeit, die mir innerlich und auch äußerlich viel für die Zukunft gegeben hat. Gleich am nächsten Tage nahm mich Tante mit aufs Amt, wo ich meine Vorgesetzten und Kollegen kennenlernen sollte. Die meisten erinner-

ten sich noch, mich als kleines, rohnäsiges Gör gesehen zu haben, — ich war vier Jahre in S. zur Schule gegangen — und erzählten nun unglaubliche Dinge von meiner Frechheit. Ich war ganz geschlagen. Als wir glücklich wieder in unserem Büro landeten, führte mich Tante Leni in die schwierige Kunst des Aktenordens ein. Na, endlich begriff ich, arbeitete mich überraschend schnell ein und war meiner Tante bald eine große Hilfe, — jedenfalls behauptete sie es.

Am nächsten Tage früh um fünf Uhr gings aus den Federn, die Räder wurden aus dem Stall gezerrt und reichlich verschlafen radelten wir los. Der eiskalte Ostwind, der recht „niedlich“ an der pommerschen Küste weht, trieb mir fast die Tränen in die Augen, aber dadurch wurde ich hellwach. Das Tempo wurde schneller, wir froren barbarisch. Noch lag Dämmerung über dem Lande. Nebel stieg weiß und gespenstisch aus den feuchten Wiesen, lagerte auch auf der Straße, wenn sie sich senkte. Manchmal führen wir in eine geheimnisvolle, undurchdringbare Wand hinein, dann mußte ich an den Weltkrieg denken, an die Gasangriffe. Wie unheimlich mußte es gewesen sein, wenn todbringendes Gas so langsam am Boden entlangschleichend auf unsere Väter und Brüder, auf unsere deutschen Frontsoldaten zukroch. Weiter flogen meine Gedanken, flogen zu dem Führer, an den die deutsche Jugend felsenfest glaubt, für den sie unermüdlich kämpft, der einst auch in treuer Pflichterfüllung einen Gasangriff miterlebt und dann in Pasewalk in Pommern im Lazarett gelegen hatte und dort genesen war. Ein Sehnen, ein urgewaltiges Sehnen war in mir, diesem Manne ein einziges Mal nur tief, tief in die

Augen blicken zu können. Wir brauchen ja einen Führer, wir brauchen ihn, sonst wären wir alle der Verzweiflung nahe, denn trostlos ist die heutige Zeit. Ich wollte ihn so gerne einmal sehen, ihm einmal gegenüberstehen, aber wie sollte ich dazu kommen? Er behandelte unser Pommernland etwas stiefmütterlich, und gerade in Pommern hat er seine treuesten Anhänger! Langsam stieg die Sonne am Horizont empor, brach sieghaft durch den Nebel, erhellte unseren Weg, erwärmte die raue Luft. Wir waren am Ziel, einem kleinen Städtchen in unserem Kreise, wo heute Lungenfürsorgetag sein sollte. Über holpriges Pflaster, durch enge Straßen, winklige Gäßchen radelten wir, bestellten die armen Kranken, die heute zur Untersuchung kommen sollten, sahen so unendlich viele Not, so viele zerrüttete Ehen, sahen kleine Kinder, denen der Tod bereits seinen Siegel aufgedrückt hatte, sahen Frauen und Männer, die wie Schatten dahinlebten, dem Tode verfallen, unrettbar verfallen. Schwer ist die Arbeit einer Fürsorgerin, schwer und traurig. In wieviel unendliches Elend, in wieviel abgrundtiefe körperliche und seelische Not habe ich geblickt. Helfen und trösten soll man, trösten auch da, wo es eigentlich keinen Trost mehr gibt, wo als unerbittlicher Mahner der Tod seine knöchernerne Hand nach einem jungen, lebensfreudigen Menschenkinde ausstreckt, trösten da, wo er den Kindern die Mutter entreißt, wo das einzige, herzige Mädchen durch Tuberkulose dahingerafft wird. Wer kann all das Furchtbare nennen? Herr Gott im Himmel, warum läßt du das geschehen? Warum rufst du Menschen zu dir, die mitten im Leben stehen, die arbeiten und schaffen, die uns nützen, während ein elender Idiot, der schaffensunfähig,

der unbrauchbar ist, weiter lebt? Warum, Herr Gott, warum? Ich begann mit Gott zu hadern, konnte nicht begreifen, daß ein göttlicher Wille über uns walten sollte! Schicksal, blindes Schicksal ist es, weiter nichts nach meiner Ansicht! Wenn Gott aber sagt, er hätte Macht über Leben und Tod jedes Menschen, dann war er ein grausamer, schrecklicher Gott, vor dem wir in furchtbarer Angst zittern mußten, denn wie leicht konnte uns sein Zorn verdammen! Zu solch einem Gott aber können wir nicht voll kindlichen Vertrauens aufblicken und zu ihm beten. Ist es nicht Unsinn, Widersinn, wenn man mitten aus allem Schaffen, mitten aus dem vollen Leben herausgerissen wird, um unter der Erde zu modern? Kann das göttlicher Wille sein? Kann ich an diesen Gott glauben? Viel habe ich mich mit diesen Fragen beschäftigt, aber eine endgültige Antwort mir nie geben können. Ist Gott wirklich schrecklich?

Krankheit sah ich und Elend, das furchtbare Elend der deutschen Jugend! Etwas möchte ich hier erwähnen und alle warnen, warnen unsere Jugend vor der sittlichen Zügellosigkeit, die heutzutage ja leider in erschreckender Weise gang und gäbe geworden ist. Ich habe junge Menschen gesehen, für immer ans Bett gefesselt, zerbrochen ist ihr Leben durch jugendlichen, furchtbaren Leichtsinn, zerbrochen ihre Gesundheit, ihre ganze Kraft, ein ewiges Kranklager voller entsetzlicher Qualen steht ihnen bevor und keine Heilung, keine Rettung gibt es, nichts, nichts als die abgrundtiefe Gewißheit, daß der Tod seine Hand nach dem Menschen ausgestreckt hat, und der gibt ihn nicht wieder her. Und warum siechen diese Menschen dahin, warum? Weil sie sich nicht in Zug haben können,

weil sie sich gehen lassen, weil sie meinen, sie müßten es! Nein, sie müssen es nicht, sie richten sich und andere, ja unser ganzes Volk zu Grunde! Nur ein Volk, das rein und gesund ist, kann leben, hat eine Berechtigung weiter zu leben, hat das Recht, Kinder, gesunde Kinder in die Welt zu setzen! Deutsche Jugend, halte dich rein, ganz rein an Leib und Seele! Für uns, die nationalsozialistische deutsche Jugend müßte es ganz selbstverständlich sein, wir wollen ja ein großes, freies, gesundes Vaterland aufbauen; aber auch den andern, denen, die nichts von Reinheit wissen wollen, wollen wir helfen, wollen ihnen den Weg zur Gesundung unseres Volkes weisen! Deutsche Jugend, sei stark und rein!

8. Kapitel

Schon lange hatte ich vor, ja es war sogar mein sehnlichster Wunsch, einzutreten in die N.S.D.A.P., mit zu helfen an dem Wiederaufbau unseres Volkes als eine Anhängerin Adolf Hitlers. Zu Hause ging es nicht recht. Am dritten Tage meines Aufenthaltes in S. fuhr ich mit meinem Kade, das mein bester Freund und ständiger Begleiter in der Fremde wurde, durch die Straßen. Da flatterte auf einmal vor mir im Winde unsere Blutfahne! „Geschäftsstelle der N.S.D.A.P.“ Ein letzter, heftiger Kampf mit mir selber, dann trat ich kurz entschlossen ein. „Ich möchte Parteimitglied werden, bin aber noch nicht wahlberechtigt!“ „Bitte unterschreiben Sie! Wir werden uns dann nachher erkundigen, ob Ihre Angaben stimmen!“ Zitternd vor Aufregung las ich die Aufnahmebedingungen durch. „... der rein arischer Rasse ist ...“ Nun, das konnte ich mit gutem Gewissen unterschreiben; wir waren frei von allem Judenblut. Der Stammbaum meines Vaters reichte zurück bis ins dreizehnte Jahrhundert. Ehrliche Gewandschneidermeister und Ratsherrn waren die ersten Vorväter gewesen. Sie wanderten aus nach Siebenbürgen, kamen, als einer von ihnen unter die „langen Kerls“ gepreßt wurde, nach Preußen zurück, wurden dann Theologen, vom Vater auf den Sohn vererbte es sich immer wieder. Auch mein zweiter Bruder will Pfarrer werden, der älteste hängt mit Leib und Seele an der Landwirtschaft

und studiert jetzt. Meiner Mutter Stammbaum geht noch weiter zurück. Ein Bruder eines Vorfahren war Kanzler beim Kaiser Barbarossa gewesen; er hatte sich gegen Rom, gegen die Tyrannei des Papstes empört und war dann in Italien gestorben, nicht als Roms Knecht, sondern als deutscher Christ. Sein aufrührerisches Blut hat sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, auch wir beugen uns dem freiwillig gewählten Führer, keinem aufgezwungenen. Aber Judenblut, nein, Judenblut fließt nicht in unseren Adern, diese Schande hat keiner unserer Vorfäter über uns gebracht. Keiner hat sein Adelschild mit dem Gelde der Juden vergoldet; als pommersche Landjunker haben sie stolz und frei ihr Erbe bebaut. Leider ist der große, schöne Besitz nicht mehr in der Familie. Zwei Brüder meiner Mutter fielen im Weltkrieg, der dritte war Offizier. Das Gut wurde verkauft, und das Geld ging in der Inflation verloren. Es ist uns gegangen wie vielen anderen, darum will ich nicht murren, mein Herz hängt nicht am Gelde, und doch möchte ich es manchmal haben, damit sich unsere Mutter nicht so zu quälen brauchte.

Zitternd füllte ich die Zeilen aus! Ganz richtig war es nicht, aber ich tat es trotzdem. Mit Leib und Seele wollte ich der Bewegung dienen, wollte immer tiefer in ihre Gedanken und Weltanschauung dringen, wollte auch die Menschen kennenlernen, die in glühender Liebe Hitler Gefolgschaft geschworen hatten. Ich hatte den großen Schritt getan, voll und ganz sollte mein Leben der Bewegung gehören.

Adolf Hitler, du unser Führer und Held!

Wir schlagen den Teufel für dich aus der Welt!

Welch einen gewaltigen Eindruck machte die erste Mitgliederversammlung auf mich, wie feierlich, wie erhaben war es, als alle bei der letzten Strophe des „Horst Wessel-Liedes“ stramm standen und die Hand erhoben, um den toten, unvergeßlichen Sturmführer zu ehren. Alt und jung, Männer und Frauen, alle erfüllt von der einen großen Idee, dem Vaterlande treu zu dienen, alles, alles dafür zu wagen. Da wußte ich, daß ich mich fanatisch für die nationalsozialistische Bewegung einsetzen würde, ich wollte freudig für sie kämpfen, wollte nicht eher ruhen und rasten, bis Deutschland wieder groß, stark und frei sei. Lieber lasse ich mich totschlagen, als jemals meinem Schwure untreu zu werden.

Ich bin geboren deutsch zu fühlen,
bin ganz auf deutsches Denken eingestellt;
erst kommt mein Volk, dann all die andern vielen,
erst meine Heimat, dann die Welt!

Eine Zeit begann für mich, eine Zeit, wie sie wohl selten ein junges Mädchen aus meinen Kreisen erlebt hat. Um unsere S.=A.=Jungen wirklich kennenzulernen, ging ich, soweit es meine freie Zeit erlaubte, zur Geschäftsstelle, die über dem S.=A.=Heim lag, unterhielt mich mit den Leuten, politisierte mit ihnen, fragte nach dem Grunde ihres Eintritts in die N.S.D.A.P., erkundigte mich nach ihrer Beschäftigung. Sie waren fast alle arbeitslos, schlugen sich kümmerlich mit ihren paar Groschen Unterstützung durch, glaubten fest an den einstigen Sieg unserer herrlichen Bewegung, hielten dem Führer unerschütterlich die Treue. Manch einer war wegen Parteizugehörigkeit aus dem Dienst entlassen worden, nun setzte

er sich fanatisch für die Partei ein, arbeitete im Stillen unter dem großen Heere der Arbeitslosen, holte manchen tüchtigen, nur verheßten Kerl aus der „Antifa“ herüber in die S.-A.

Bald war ich mit den meisten gut befreundet; da ich stets unter Jungen aufgewachsen war, verkehrte ich ganz harmlos kameradschaftlich mit ihnen. Waren wir nicht alle Glieder eines Volkes? War ich nicht Arbeiter genau wie sie? Irgendein Standesdünkel lag mir fern! Ich fühle mich am wohlsten unter den Arbeitern, die schlicht und unverbildet sind. In vornehmen Gesellschaften habe ich stets „Hemmungen“, da passe ich nicht hinein. Arbeiter bin ich, Arbeiter am Wiederaufbau unseres Vaterlandes! Die Jungen liebten mich bald sehr; oft merkte ich, daß sie mehr als Kameradschaft von mir begehrten, aber ich beachtete es nicht, da ließen sie mich in Ruhe. Wir wollten Kameraden sein, Kameraden, die eine große Idee eint, Hitlerkameraden wollten wir sein! Sie fühlten bald, daß ich nicht mit ihnen herum-poussieren, sondern mit ihnen leben, ringen und kämpfen wollte. Sie wußten, daß ich eine Pastorentochter bin, denn stets trat ich für meinen Glauben ein und duldete nicht, daß ihn jemand antastete.

Wie leuchten aller Augen, wenn wir um den Tisch saßen und von dem Führer, von unserem Adolf, sprachen! Das braune Haus in München, ja, das war das Ziel unserer Sehnsucht, wie gerne würden wir da einmal hinfahren. Einer von uns war in Lauenburg gewesen, hatte den Führer reden hören und gesehen. Wie beneideten wir ihn darum, immer wieder mußte er alles haargenau erzählen. Ein elektrischer Strom schien von ihm, unserem Führer,

auszugehen, ein Strom, der uns alle in seinen Bann schlägt, der uns mitreißt, der uns anspornt, zu leben und zu sterben für unsere Bewegung, für ein neues Deutschland. — Wenn ich mit meinem Rade durch die Straßen tobte, reckte sich mitten aus dem Gewühl ein Arm empor, und ein lachender Jungenmund jauchzte ein brausendes „Heil Hitler!“ Wie oft mich dieser, unser trotziger Gruß aus manchem Trübsinn gerissen, vermag ich nicht zu sagen. Er war für mich der äußere Ansporn zu immer neuem Kampfe, gab mir immer wieder neuen Mut. Die Jungen nahmen mich eigentlich nicht als Mädels, sie sahen in mir den Kameraden, der Freud und Leid, Hohn und Verfolgung mit ihnen teilte. Manches Mal bin ich mit einigen S.-A.-Leuten durch S. zu unsern Versammlungen marschiert, begeistert von der Kommune, ein paar halbe Nächte habe ich mir um die Ohren geschlagen, um mit der Klebefolonnie meine Pflicht zu tun! Wie so manches Mal sind wir vor der Polizei geflohen, wenn wir nicht genehmigte Plakate klebten oder unser „Deutschland erwache!“ an die Bretterzäune strichen. Laufen konnte ich gehörig, hatte auch zu meinem großen Sportabzeichen, auf das ich unendlich stolz bin, auf Landstrecken trainieren müssen. Aber schön war's doch, wenn man so losgelöst von allem Schweren, losgelöst von allen Sorgen, sich mit heiliger Begeisterung und trotzigem Siegeswillen der Bewegung widmen konnte, wenn alles um einen versank, nur das Auge und die Ohren angestrengt auf den Tritt einer Polizeistreife oder einer kommunistischen Klebefolonnie lauschten. Schnell hatte ich mir das volle Vertrauen der Leute erworben, mit vielem, was sie bedrückte, kamen sie zu mir, und ich half ihnen, so gut

ich konnte aus ihrer Not und ihren Zweifeln. Ob es mir oft gelungen ist, weiß ich nicht, ich war ja jünger noch als sie und zweifelte selbst an so unendlich vielem! Sie erzählten mir von ihrem Kampf, von ihrem Dienst in der S.-A., erzählten von ihrem Sturmführer, der sie alle zu nehmen mußte, für den sie unbeirrt durchs Feuer gingen, von ihren Kameraden, kurz von ihrem Leben in der Partei. Sie wußten, daß ich über nichts sprechen würde, darum vertrauten sie mir alles an; oft habe ich mich über das Vertrauen zu mir gewundert, aber ich war ja ihr Kamerad.

Mein Hakenkreuzabzeichen trug ich mit stolzer Freude. Sobald ich mein Büro verließ, holte ich es aus der Tasche und steckte es an. Im Dienst durfte ich es ja nicht tragen. Da ich sehr viel unterwegs war, kannte mich im Umsehen die ganze Kommune. Sie haßten mich fürchterlich, warum, weiß ich nicht! Wenn ich mich irgendwo blicken ließ, brüllten sie wie irr hinter mir her: „Nazischwein! Hitlerdirne! Sau!“ und dergleichen herrliche Ausdrücke mehr, die ich hier gar nicht wiedergeben kann, weil sie zu gemein waren. Ich hatte dann nur ein spöttisches Lächeln und ein weithin schallendes „Heil Hitler!“ für sie übrig, was sie ganz maßlos reizte.

Eines Tages, als ich reichlich abgespannt vom schweren Dienst nach Hause wollte, lauerte mir eine Horde von elf Kommunisten an einer einsamen Ecke auf, riß mich vom Rade, wollte mir mein geliebtes Hakenkreuz klauen. Na, das ließ ich mir nun aber doch nicht gefallen! Angst kenne ich nicht, und wenn mich auch elf Moskowiter verdreschen wollen! Meine Tante hatte mich, da ich viel alleine über Land fuhr, einen Vorschlag gelehrt, der

jeden Mann sofort kampfunfähig macht. Zwei meiner Angreifer fertigte ich auf diese Weise ab, sie sackten winselnd zusammen, aber ich konnte ihnen nicht helfen; im politischen Kampf ist sich jeder selbst der Nächste. Die Bande zückte jetzt ihre Dolche, es stand böse um mich. „Bettle, dann kannst du laufen!“ brüllte mich einer an. Da hatte ich mich wieder in der Gewalt; ich, ich war ein Hitlermädel und sollte solche Kerle um mein Leben bitten, nie und nimmer, lieber sollten sie mich totschiagen wie einen tollen Hund, aber vor denen, vor dem Gesindel, da würde ich nicht winseln. Trotzig warf ich den Kopf in den Nacken. „Nie!“ Hart kam es von meinen Lippen, und dann schlug ich den dritten zusammen. In dem Augenblick kamen aus einem Hause vier S.-A.-Leute, sie eilten mir zu Hilfe, und die Moskowiter flohen schleunigst davon. Das war noch mal gut gegangen! Außer ein paar kleinen Rissen war ich heil abgekommen. Nur mein Rad sah trostlos aus, da hätte ich beinahe geheult.

Kurze Zeit darauf fuhr ich, Wimpel an der Lenkstange und Abzeichen an der Windjacke fehlen natürlich nicht, an den Hafen. Es war nach 12 Uhr, die Gegend fast menschenleer. Plötzlich stürzten etliche „Eiserne Frontler“ auf mich los, einer brüllt: „Dich müßt man den Kopf inschlagen!“ Das war doch sehr unhöflich von ihm, mir sank das Herz in die Kniekehlen, vielleicht sogar noch tiefer; meine rechte Hand tastete nach dem selbstgemachten Totschläger, den ich seit dem ersten Überfall stets bei mir trug, Gott sei Dank — er war da, der Tanz konnte beginnen.

Blickschnell überlegte ich, meine angeborene Frechheit und Unerblichkeit siegten, hell lachte ich auf: „Bitt’ schön,

schlag ihn doch ein!" Erst war alles starr, dann aber wieherten sie los, und ich war gerettet. Schleunigst verzog ich mich; für heute hatte ich genug von der Politik! Der Wahlkampf zum 31. Juli 1932 setzte mit voller Wucht ein. Für uns gab es haufenweise zu tun. Schier Unmenschliches leisteten unsere brave S.=A. und S.=S. Dadurch, daß ich oft mithalf, so gut ich eben konnte, lernte ich ihre Arbeit kennen und schätzen. Plakate und Bekanntmachungen mußten zu hunderten vervielfältigt werden, und dazu hatten wir nur einen ganz primitiven Apparat. An einem Nachmittag brachten wir es auf 1000 Stück, da war es uns beinahe leid. Und dann hinaus auf die Straße und Zettel verteilt; Junge, Junge, macht das Freude! Die müden Knochen riß man zusammen, jetzt durfte keiner an sich denken. Wir waren Adolf Hitlers Kämpfer, wir kämpften für ein neues Deutschland in Ehre und Freiheit, wer schlapp machte, wer nur an sich dachte, der gehörte nicht zu uns!

Ich fühlte mich ganz als S.=A.=Mann, rang Schulter an Schulter in himmelstürmendem Idealismus mit den andern für unsere hehre Bewegung, für unsern Führer Adolf Hitler!

„Heute abend Wahlversammlung! Dr. Goebbels=Berlin spricht!" Plakate schreien es von den Litsafsäulen herunter in die auf- und abflutende Menschenmenge; S.=A.=Leute verkünden es an jeder Straßenecke. „Deutschland erwache!" brandete es auf. „Hitler verrecke!" tobte das Gefindel, aber unbeweglich stand die S.=A., unbeweglich wie ein Fels im Meer, tat ihre Pflicht, mochten über ihr die Wogen der Erregung haushoch zusammenschlagen, keinen Schritt würde sie zurückweichen. Kühne, stolze

Gesichter haben sie alle! Ist das der Abschaum der Menschheit, sind dies die dunklen Verbrechertypen, wie sie in den gegnerischen Zeitungen immer abgebildet sind? Nein, nein, das ist kein Abschaum, das ist beste, edelste deutsche Jugend; Jugend, die so kämpft für ihren Führer, kann nicht schlecht sein! Seht sie euch doch einmal an, diese Jungen, die treu und selbstlos ihre ganze junge Kraft in den Dienst der Bewegung stellen, die nur ein Ziel haben, Deutschland groß, stark und frei zu machen! Unererschrocken trotzen sie der Gefahr, spötteln über die „Antifa“, gehen mit dem „Horst Wessel-Lied“ in den Kampf, manch einer von ihnen sogar in den Tod, stolz und furchtlos als Hitlersoldaten: ein Lächeln auf den Lippen und einen letzten, trotzigem Gruß dem geliebten Führer! Zeigt mir in einer einzigen anderen Partei diese Opferbereitschaft, diese selbstlose Hingabe für die Kameraden, für unsern Adolf Hitler! Es gibt sie nirgends so ausgeprägt wie in unseren Reihen, wo heiße, gläubige Liebe zum Vaterland und todesverachtender Idealismus ein festes, nie lösbares Band um uns alle geschlungen haben, wo jeder erst an den anderen, dann an sich selber denkt! Wer das nicht kann, wer sein winziges, kleines Ich nicht ganz zurückstellt, gehört nicht zu uns! Wir sind nicht irgendeine Partei, wir sind Nationalsozialisten, Faschisten sind wir! Auf Blut und Opfern ist unsere Partei gegründet, auf Blut und Opfern wird sie auch fernerhin aufgebaut werden. Derjenige, bei dem beim Geldbeutel die Begeisterung aufhört, kann uns den Buckel herunterrutschen! Wir haben bis jetzt ohne ihn gekämpft und werden es auch weiterhin ohne ihn tun. Der Groschen eines Arbeiters, aus glühend heißem Herzen

gegeben, ist uns lieber als der Zehnmarkschein eines Großkapitalisten, den er uns gönnerisch zukommen läßt. Dr. Goebbels sprach, umbraust von unserem gewaltigen Jubel. Wir schwerfälligen Pommern waren ganz aus dem Häuschen, kaum konnten wir uns beruhigen. Adolf Hitler, hier in Pommern hast du wohl deine treuesten Anhänger, hier in Pommern läßt keiner mehr von dir, der einmal wirklich in deiner Bewegung gekämpft hat. Es dauert ja stets etwas lange, bis wir begreifen, aber dann halten wir es fest, ganz fest mit derben, zerarbeiteten Fäusten, lassen es nie wieder los! Wir Pommern sind gewohnt, einen Führer über uns zu haben, einen Führer, der gerecht befiehlt, den wir bedingungslos anerkennen, für den wir ruhig auch in den Tod gehen. Es liegt wohl in unserer Charakterveranlagung. Der Kampf mit dem gierigen Meere ist schwierig und gefahrvoll; einer muß befehlen, sonst geht alles verloren. Schwer muß der Landwirt ringen, um dem teilweise doch sehr kargen Boden die Ernte zu entreißen; auch hier muß einer befehlen und alle anderen gehorchen. Hart und schweigsam, ungelent und scheu werden wir dadurch, aber treu, treu wie Gold ist der echte Pommer, felsenfest kann man sich auf ihn verlassen. Ich war es gewohnt, vor unserm Ortsgruppenleiter stramm zu stehen, wenn ich mit ihm sprach oder ihn grüßte. Als ich das im Rheinland auch tat, wurde ich oft ausgelacht. Warum, ist mir nicht so ganz klar.

9. Kapitel

Voll war mein Tag besetzt; vormittags bis 2 Uhr Dienst, nachmittags war ich, wenn wir nicht gerade über Land waren, frei, dann riß ich schleunigst aus und half in der Geschäftsstelle. Nur der Abend gehörte mir, und, wenn man in S. ist, will man auch die Ostsee genießen. Wir wohnten ganz nahe am Strande im letzten Hause der Stadt, das war herrlich! Nach dem Abendbrot zog ich mich schnell aus, Badeanzug an, Trainingsanzug darüber, Mantel untern Arm und dann los! Nach 9 Uhr war noch selten jemand im Wasser, mir ganz allein gehörte die See. Wie schön war es, ganz weit hinaus zu schwimmen und dort herumzupanschen. Ich suchte den Kampf mit den donnernden, gierigen Wellen, kannte keine Furcht. Mein Leben muß aus Kampf, wildem, trozigem Kampf bestehen, sonst verzweifelte ich an ihm. Wenn der Sturmwind übers Meer peitschte, wenn er es bis auf den Grund aufwühlte, dann, dann war es am schönsten für mich! Weit schwamm ich hinaus, so weit, bis ich kaum noch konnte, und dann zurück mit zusammengebissenen Zähnen, stieren Augen, keuchendem Atem, jeder Muskel, jedes Organ des Körpers mußte sein Letztes hergeben, damit ich wieder ans Ufer gelangte. Kampf war das, Kampf, tollkühner Kampf, Spiel mit dem Tode, aber ich mußte es tun, mußte kämpfen, mußte mein Leben wagen. Gefährlich ist die See, überall lauert der

Schnitter, aber er schreckt mich nicht! Gerne würde ich mein Leben fortgeben, nur müssen ein heißer Kampf, ein wildes Ringen vorausgegangen sein; lohnen muß es sich zu sterben! Mir graust vor einem Tod in dem Krankenbett, wenn man langsam dahinsiecht. Nein, lieber würde ich mein junges, heißes Leben im Kampf für Deutschlands Freiheit, im trotzigem Glauben an den Sieg unserer Bewegung hingeben, als in dumpfer Kammer in ohnmächtiger Ergebenheit auf den Schnitter zu harren! Daß mir in dem Sommer nichts passierte, ist beinahe ein Wunder! „Unkraut vergeht nicht!“ pflegt mein Vater zu sagen, und er hat recht.

Immer schwerer wurde unsere Arbeit, immer größer die Not der Arbeitslosen und Rentenempfänger. Wie jubelten wir auf, als Brüning gestürzt wurde. „Die Straße frei für Hitler!“ Wir alle glaubten fest, daß Hindenburg jetzt unseren Führer zum Reichskanzler ernennen würde; es gab ja nur einen, der unser Volk aus Schmach und Schande zur Freiheit führen konnte, nur einen: Adolf Hitler! Aber wie wurden wir enttäuscht, als Rittmeister Franz von Papen Kanzler wurde. Groß war die Not; deutsche alte Männer, deutsche greise Frauen erhielten fünfzehn (15!) Mark im Monat. Sie waren der Verzweiflung preisgegeben, wenn sich nicht jemand ihrer erbarmte. Ich habe all das Elend und die Not mit angesehen, konnte nicht helfen, sah überall nur Jammer. Wie maßlos empört war ich, wenn ich in den Zeitungen Bilder sah, auf denen „die Retter des Volkes“ abgebildet waren, wie sie bei Sekt, Kaviar und schönen Frauen Feste feierten. Die Herren kennen wahrlich keine Not, keine Sorgen, wir aber, das Volk, das jene Männer

hervorbrachte, die uns dann völlig vergaßen, als es ihnen gut ging, wir, wir müssen hungern, frieren, darben, wir werden alt und zergrämt vor der Zeit. Und gerade auf uns ruht die Verantwortung vor der Zukunft, nicht auf jenen wenigen Bonzen.

Greiser Hindenburg dort oben, bist du blind? Hast du niemals den trozigen Marschtritt des erwachenden Deutschland durch die Straßen dröhnen hören? Fühlst du nicht die furchtbare Not unseres armen, entrechteten Volkes? Die Wahl kam! Wir eroberten zweihundertdreißig Sitze. Im Stillen, ganz, ganz im Stillen hatten wir auf mehr gehofft, hatten geglaubt, das dritte Reich, das Reich der nationalsozialistischen Bewegung am 1. August ausrufen zu können, aber es wurde nichts. Wir waren zu siegesgewiß gewesen, konnten uns nicht in die bebenden Herzen der angsterfüllten, dahindämmernden Bürger denken, denen die Nazis ein Greuel sind. Ja, in ihren Augen sind wir nichts weiter als Verbrecher und Abenteurer. Mit zusammengeballten Fäusten lasen wir das Wahlergebnis, ingrimmig knirschten unsere Zähne aufeinander. „Jungens, der Kampf geht weiter, heute noch!“ Unser Führer wies uns den Weg, und wir folgten ihm, ohne auch nur einen einzigen Augenblick zu schwanken. Mit trozigem Siegeswillen zogen wir stolz in den neuen Kampf. Einst, ja einst, würden unsere Blutfahnen über einem freien, mächtigen Deutschland wehen! Dafür kämpfen wir, dafür opfern wir unsere lachende Jugend. Vorwärts! Mit Hitler zum Sieg!

Viele Eltern klagten darüber, daß die Kinder es nicht mehr bei ihnen aushalten! Ja, die heutige Jugend ist ganz anders als die frühere, sehr bald erwächst sie der

Obhut der Eltern, und diese können meist nicht begreifen, warum wir den stillen Frieden ihres Hauses verlassen, warum wir hinausziehen, hinaus müssen in den großen Kampf für unsere Zukunft, für Deutschlands Wiedergeburt. Nicht das stille Elternhaus lockt uns, nein, unser Leben gehört der Pflicht, dem Kampf um Arbeit und Brot, dem Kampf für ein neues Deutschland! Im rauchigen Versammlungsaal, wo unsere Redner die Aufgaben und das Ziel, aber auch die großen Taten unserer herrlichen Bewegung hineinhämmern in die Herzen verhetzter, verhöhnter und verachteter Menschenmassen, wo wir immer wieder angefeuert werden, in heiliger Begeisterung zu leben und zu sterben für unser Vaterland, für unser hehres Ideal, dort, dort fühlen wir uns wohl. In die dunklen Fabriken, die elenden Arbeiterkaten, die großen und kleinen Lasterstätten der Städte, da treibt es uns hin, dort gehören wir hin, denn dort warten, ja hungern Tausende deutscher Volksgenossen auf einen, der sie herausreißt aus ihrem Elend, herausreißt aus stumpfsinniger Verzweiflung. Herausgerissen müssen sie werden, denn sie selber haben keine Kraft dazu, sie sind innerlich haltlos. Sie warten auf uns, warten, warten, und wir müssen ihnen helfen, müssen sie einzeln aus der sittenverderbenden marxistischen Front herausbrechen, müssen ihnen den Glauben an eine bessere Zukunft, an ein herrliches, freies Deutschland, an ein hohes Ideal, für das man Leib und Leben einsetzen kann, ins Herz brennen. Sie dürfen nicht verzweifeln, sie müssen alle für unsere Bewegung gewonnen werden, und wir, wir holen sie heraus aus ihrer gemeinen, elenden Umgebung. Kampf heißt unser Leben, und wir wollen kämpfen, tapfer

und ehrlich für unseren Führer Adolf Hitler. Es wird uns so oft vorgeworfen, der Nationalsozialismus stehle den Eltern die Kinder! So ganz stimmt das nicht. Gewiß, wenn wir erst einmal in der Partei sind, dann stellen wir uns mit unseren ganzen Kräften in den Dienst der Bewegung. Freiwillig schwören wir unserem Führer die Treue, und glühende Liebe zum Vaterland, zu armen, maßlos verhetzten Volksgenossen gibt uns die Kraft, hinauszuziehen zu immer neuem Kampf, zu immer neuem Sieg. Wir kämpfen ja nicht für uns alleine nur, wir kämpfen für unsere Zukunft, für unsere Kinder, die es einmal besser haben sollen als wir! Tief aber sind wir mit unserem Elternhaus verwurzelt, dort wurden wir behütet und umhegt, dort wurden uns christlicher Glaube und christliche, deutsche Zucht gelehrt. Nur wer das deutsche Familienleben, nur wer sein Elternhaus hochhält, wer es nie vergißt, daß er ein Deutscher ist, nur der kann ehrlich und tapfer kämpfen, nur der wird im Kampfe nie erlahmen, nur der wird einst auch siegen, denn nur er kann die ganze Größe eines freien, stolzen Vaterlandes ermessen.

Mitte August fuhr ich in ein Pfarrhaus, um mich dort in allen Zweigen weiter zu bilden. Der vorübergehende Abschied von meinen S.-A.-Jungen wurde mir ordentlich schwer. Ein gutes Vierteljahr hatten wir Freud und Leid miteinander geteilt, waren durch manch tolles Erlebnis zusammengeschweißt worden. Wie oft wurden wir in öffentlichen Kundgebungen von der Kommune bespuckt und beschimpft, mußten Disziplin halten, wenn wir vor Wut auch bebten; Mann für Mann hatte sich in Zug, wir durften nicht losschlagen. Nie möchte ich diese Zeit treuer Kameradschaft mit der S.-A. missen. Wenn ich einst in einem Dörfchen Pfarrfrau sein werde, dann wird dieser Sommer des stolzen, schönen Kampfes für ein neues Deutschland unvergeßlich vor meiner Seele stehen. „Jungens, haltet fest, was Ihr erstritten habt! Einst werden wir doch siegen! Heil Hitler!“ Ich mußte fort. In welcher einsamen Gegend wurde ich verschlagen! Mitten aus stolzem Kampfe kam ich in ein entlegenes Dörfchen, in ein stilles Pfarrhaus, Oft glaubte ich in der ersten Zeit, vor Langeweile sterben zu müssen! Zwei krassere Gegensätze als S. und dies kleine Dorf kann ich mir kaum vorstellen. Nicht einmal die primitivsten Bequemlichkeiten im Haushalt waren vorhanden. Mühselig behalf man sich mit Petroleumlampen, denn dort war elektrisches Licht zu modern! An Kanalisation war über-

haupt nicht zu denken, die Wassereimer wurden auf dem Hofe ausgegossen, wo sich alles in kleinen Löchern sammelte. Schön ist was anderes!! Aber der Mensch ist ein Gewohnheitstier, und so lebte ich mich bald ein. Kinder, führte ich dort ein Leben! In sechs Wochen hatte ich dreizehn Pfund zugenommen, da war selbst ich entsetzt. Zu tun gab es wirklich nicht viel, das Mädchen und ich wünschten uns oft mehr Arbeit. Wir hatten uns beide sehr bald gut angefreundet. Auch lagen unsere Zimmer nebeneinander, da hockten wir noch oft abends „beim Schein der Kerze“ zusammen und philosophierten über die „schrecklichen“ Männer — wir waren nämlich beide verlobt! Sie ist jetzt schon verheiratet, die Glückliche, ich muß noch lange warten. Der 13. August 1932 fiel in diese Zeit, jener Tag, an dem Adolf Hitler zeigte, daß er uns unerschütterlich die Treue hält, so wie wir sie ihm unbeirrt halten. Ihn lockt kein Ministeressel, kein hohes und höchstes Gehalt; er will die ganze Verantwortung, aber auch die ganze Macht. Das deutsche, entrechtete Volk aus seiner Not und seinem zum Himmel schreienden Elend herauszuführen, das ist seine Aufgabe! Er steht über uns als unser Führer, und wir glauben in unerschütterlicher Treue an ihn, er wird und muß uns einst führen heraus aus Not und Schande, heraus aus Schmach und Elend.

Ich hatte gehofft, in dieser verlassenen Gegend wenigstens ein paar Gesinnungsfreunde zu finden, aber es war sehr mäßig. Die Besitzer waren deutschnational, die Arbeiter Kommunisten, z. T. auch Stahlhelmer. Welch einen Adelsstolz noch heutzutage der pommersche Landjunker besitzt, sollte man kaum für möglich halten. Mir

wurde erzählt, daß einige von ihnen jeden Abend beteten: „Lieber Gott, gib, daß unsere Kinder und Enkelkinder nicht außer Stande heiraten!“ „Außer Stande“ heißt einen Bürgerlichen, das ist für sie eine Schande. Auf solche Menschen wirken Adolf Hitlers Ideen natürlich wie ein rotes Tuch, sie hassen und fürchten ihn zugleich. „Dieser gemeine Anstreichergeselle, dieser Emporkömmling, dieser . . . dieser Kerl“, wie sie ihn so schön nennen. Sie bilden sich ein, göttergleich über uns stehen, dabei sind sie doch zumeist bis dorthinaus degeneriert! Der ehrliche, fleißige Bauer ist ein Hund in ihren Augen, vom Arbeiter gar nicht zu sprechen. Ich will hier nicht gegen den Adel heken, will nur Tatsachen feststellen, aber daß es noch heute solche Menschen gibt, ist ein trauriges Zeichen dafür, wie tief der Klassenkampf und -haß in unserem Volke Wurzel gefaßt hat. Wenn ich im Laufe eines Gespräches erwähnte, daß meine Mutter auch aus einem Adelsgeschlecht stamme, dann sahen sie sich betreten an, schwiegen auf einmal still, dachten wohl bei sich: „Wie kann dieses freche Plebejergör es wagen, aus unseren Kreisen zu stammen!“ Mir machte es einen Heidenspaß, die entgeisterten Gesichter dieser Herrenschicht, dieser oberen Zehntausend zu beobachten, daher erzählte ich es überall, wo es nur irgend ging und paßte! — Aber auch sechs Wochen Verbannung vergehen. Ende September bestand mein Verlobter sein zweites Examen mit „gut“. Ich fuhr nach K. zu meinen Schwiegereltern und verlebte dort einige sehr schöne Tage mit Ernst. Ach, uns waren ja eigentlich so selten frohe Stunden beschieden! Wann wir uns jetzt wiedersehen, weiß ich nicht! Ernst wurde am 1. Oktober nach J., einem größeren Dörfchen,

nicht weit von meiner Haustochterstelle entfernt, beordert! Das war ein harter Schlag für uns. In Pommern wohnen wir ja glücklich beide, aber er an der einen, ich an der anderen Seite, zwischen uns liegen „nur“ fast vierhundert (400) Kilometer. Da ist ein Wiedersehen auf lange, lange Zeit unmöglich geworden, und gerade jetzt, wo ich langsam Mensch werde und eigene Ansichten bekomme, wäre eine Aussprache zwischen uns so gut. Heiraten können wir auch nicht so bald, denn wir haben ja beide kein Geld, nur gesund und stark sind wir, stark, um den Kampf ums Leben aufzunehmen. Ernst trat sein Amt an, ich fuhr zurück nach S. zu meiner Tante. Wir wollten nämlich gemeinsam Großstadtkinder, die über Sommer zur Erholung auf dem Lande untergebracht waren, zurückbringen. Zur Belohnung für meine Arbeit durfte ich mit, kam überhaupt zum ersten Male aus Pommern heraus. Unbändig freute ich mich auf diese Reise! Wir wollten nach Köln und dann weiter am Rhein entlang bis Bingen. Im Rheinland in B. sollte ich bei meiner anderen Tante bleiben und ihr Mädchen, das Urlaub haben sollte, vertreten; dann endlich würde ich nach Hause fahren. Am letzten Nachmittag war ich noch einmal in der Geschäftsstelle, gab meinen Jungen noch einmal die Hand, sah ihnen in die treuherzigen, blauen Augen, nahm von ihnen Abschied für immer, denn ich kam nicht wieder nach S. „Hakenkreuz wir tragen, blutig-rotes Band, Hitlers Mordkolonnen werden wir genannt!“ sangen sie mir zum Abschied, das hatte mir nämlich so gut gefallen, als es uns einmal nachgebrüllt worden war. Wie oft hatten wir es seitdem gemeinsam gesungen, daß die Wände nur so dröhnten und

aller Augen stolz und freudig blickten! Wie so manches Mal haben wir unsere schönen, trutzigen Kampflieder hinausgeschmettert in die klare Sommerluft, wenn wir am Strande in unserer riesigen Hitlerburg lagen und uns faul in der Sonne räkelten! All zu oft sind wir allerdings nicht dazu gekommen. Es war doch eine wunderbare Zeit, dieses gemeinsame Leben und Kämpfen, dieser trotzig-e Siegeswille, der jeden von uns beherrscht, sei er Arbeiter oder Student, niedriger Herkunft oder aus adligem Geschlecht! Wir haben alle nur ein Ziel, nur ein Ideal, nur einen Glauben: wir müssen kämpfen, müssen siegen, damit Deutschland, unser geliebtes Vaterland, wieder groß, stark und frei werde! In unerschütterlicher Treue müssen wir hinter unserem Führer stehen, müssen alles, alles für ihn wagen, alles für ihn opfern können!

Auf, auf zum Kampf, zum Kampf sind wir geboren!
Auf, auf zum Kampf fürs heilige Vaterland!

Als der Abend sich trüb und neblig herniedersenkte, stahl ich mich aus dem Hause, lief am Strande entlang bis zur Mole, nahm dort Abschied von meinem wilden Meer. Barhäuptig stand ich da, ließ mir den naßkalten Herbstwind um die heiße, breite Stirn streichen, ließ ihn mir durchs Haar wühlen, sog tief, ganz tief die herbe, würzige Seeluft ein, sog mich ganz voll; etwas von dieser Herbheit mußte ich mitnehmen ins Rheinland, da gab es ja keine blaue See. An die Brüstung gelehnt, stand ich, zu meinen Füßen gurgelten die Wellen, meine Gedanken flogen in die Vergangenheit, schweiften in die Zukunft. Was hatte mir diese Zeit alles gegeben? Einen harten, festen Mut, einen unerschütterlichen Glauben an

den einstigen Sieg unserer Bewegung, Zufriedenheit mit mir selber, denn ich hatte gesehen, wie viele arbeitsloser Volksgenossen um ihren kümmerlichen Lebensunterhalt schwer, schwer ringen müssen! Wie gut hatte ich es gegen sie! Ich hatte in die abgrundtiefe Not meines Volkes geblickt, das ohne Glauben an Gott, den Heiligen, den Allmächtigen, ohne irgendwelche höheren Ideale dahinlebt und langsam verstumpft und verroht! Ach, wenn ich ihnen allen doch helfen könnte! Ich hoffe, durch manches mitfühlende Wort einige aus ihrer Stumpfheit gerissen, ihnen durch ein frisches, fröhliches Lachen ein bißchen Sonnenschein ins Leben gebracht zu haben. Neben ernster Arbeit aber leuchteten Stunden lachenden, jugendlichen Übermutes, trutzigen Kampfeswillens! In einen neuen Wirkungskreis kam ich nun, unter ganz andere Verhältnisse, aber tapfer wollte ich dort streiten, wollte für unsere Bewegung unbeirrt weiterkämpfen. Wie gewaltig reißt es doch einen mit, wenn unsere braunen Jungen mit blitzenden Augen, stolz, frei und aufrecht durch die Straßen marschieren! In B. würde ich wohl alles nicht so miterleben können! Ich mußte ja überhaupt bald anfangen, vernünftig zu werden, denn in einem Jahr war ich sicherlich schon verheiratet und mußte als würdige Pfarrfrau meinem Manne in der Gemeinde helfen. Ach, und das Würdigsein fällt mir so unendlich schwer! Was sollte bloß werden, wenn ich mich nicht noch gewaltig änderte! Ich bin nun mal solch verflirter Draufgänger, der nicht heucheln kann und sein Recht, wenn es sein muß, mit der Faust vertritt. Und nun soll ich in einem kleinen Dörfchen, wo sich aller Augen auf mich richten, wo jedes meiner Worte auf die Goldwaage

gelegt wird, ob es sich auch für mich schickt, Pfarrfrau sein, dort mein ganzes, junges Leben vergraben? Unwillkürlich dachte ich daran, meine Verlobung aufzulösen, denn ich glaube nicht recht, daß aus mir, trotz aller guten Vorsätze, eine einigermaßen vernünftige Pastorenfrau wird. Mein sprühendes Temperament geht leider zu oft mit mir durch. Weiterkämpfen, weiterringen für unsere herrliche Bewegung, ja, das möchte ich für mein Leben gerne. Aber hatte ich Ernst nicht mein Wort gegeben, mußte ich ihm nicht die Treue halten? Er liebt mich sehr, würde mich niemals so ohne weiteres freigeben. Und ich? Ich liebte ihn doch auch, liebte den guten Menschen Ernst mehr als den würdigen Pfarrherrn, der mir innerlich fast fremd war. Freuten wir uns nicht schon gemeinsam auf unsere Kinder? Ich wollte ja so viele haben, sieben Jungen und zwei Mädchen; na, und wenn es noch mehr werden, schadet's auch nicht, bloß all zu viel Dirnens wünsche ich mir nun gerade nicht! Bei meinem ältesten Jungen soll Adolf Hitler Pate stehen, er soll ihn über die Taufe halten, habe ich mir schon ausgedacht. Hoffentlich wird es etwas, das wäre doch zu schön! Zu stolzen, ehrlichen S.-A.-Leuten und treuen Hitlermädeln wollte ich sie erziehen, wollte ihnen unseren Führer als Vorbild hinstellen, dem sie nacheifern, für den sie unerschütterlich kämpfen sollten. Das war dann alles aus, wenn ich Ernst den Ring zurückgab. Und es mußte doch eigentlich sehr schön sein, wenn man mit einem guten Manne verheiratet ist, wenn man aus seinen Kindern freie, tapfere Menschen, deutsche Jungens und Mädels machen kann! Ein sehnendes, heißes Verlangen nach dem Geliebten faßte mich, aber trutziger Kampfeswille stritt mit ihm.

Ich liebe Ernst sehr, und doch weiß ich nicht, ob ich ihn nicht verlassen würde, wenn ich irgendwo treu und selbstlos der Bewegung dienen, mit ganzer Hingabe für sie arbeiten könnte. Es geht ja nicht; ich bin ein Mädels, kann kein S.-A.-Mann werden, muß hinterm Kochtopf stehen, muß Männerhosen waschen und flicken. Eins aber kann ich: durch mein Leben, durch mein Tun und Handeln vielen Menschen zeigen, daß ich ein Hitlermädels, ein glühender Nazi bin. Ich will ihnen ein Vorbild sein in treuer Pflichterfüllung, will unermüdlich für unsere große Sache streiten. Nicht ein engherzig verfrömmeltes, nein, ein frisches, fröhliches, kerndeutsches Pfarrhaus, in dem deutscher Glaube, deutsche Sitte, deutsche Kunst hochgehalten werden, ein Pfarrhaus, in dem sich jeder wohlfühlt, jeder froh und leicht herauskommt, ein Pfarrhaus auch, in dem jubelnde, gesunde Kinder jauchzend herumtollen, möchte ich bauen helfen.

Mich fröstelte! Der Sand knirschte unter meinen Sohlen, als ich mich langsam und verträumt nach Hause wandte. Morgen fuhr ich in die weite Welt, morgen gings in neuen, schönen Kampf! Morgen kehrte ich aber auch meiner wilden, blauen See den Rücken! Wann würde ich sie wohl wiedersehen? Wann?

II. Kapitel

Der Transport war nicht so ganz einfach, die Reise sauer genug verdient! Wie gewaltig rechte sich vor uns der Kölner Dom in den Himmel, dieses großartige Werk mittelalterlicher Baukunst. Wie winzig klein wir Menschen doch sind, wird einem so recht beim Anblick seiner majestätischen Größe klar! Bei strahlendem Sonnenschein fuhren wir am Rhein entlang, von den Bergen grüßten uns Burgen, Zeugen längst vergangener Zeiten, lachend winkten uns die Winzer in den Weinbergen ein „Gute Fahrt“ zu! Wie wunderschön ist's doch am Rhein! Die Lorelei selbst haben wir nicht gesehen, obgleich wir oben auf dem Felsen waren; sie hatte gerade Ausgang! Da habe ich sie würdig (!) vertreten! Es braucht keiner Angst zu haben, verlockt habe ich keinen Schiffer! Bei rheinischem Wein saßen wir mit unseren Bekannten die halben Nächte zusammen. „Einmal am Rhein und dann zu zwein im Mondenschein allein!“ Zu verlockend war es, einmal nach Herzenslust über die Stränge zu schlagen! Aber es ging ja nicht! Ich mußte vernünftig sein, das hatte ich mir doch ganz fest vorgenommen.

In B. hatte ich tüchtig zu tun, nicht einen Augenblick fehlte es mir an Arbeit! Was muß in einem Arzthaus halt alles bedacht und belaufen werden, wie blitzend ordentlich mußte alles sein. So leicht war dies nicht, denn

nur einmal in der Woche hatte ich eine Hilfe, aber Arbeit bin ich ja gewohnt.

Erst kurze Zeit war ich in B., als meine Tante, die auch Parteigenossin ist, eines Tages sagte: „Du, übermorgen spricht Hitler in Gummersbach! Willst du hin?“ Ich fiel ihr vor Freude beinah um den Hals. Mein größter, sehnlichster Wunsch sollte in Erfüllung gehen, ich . . . würde den Führer reden hören, würde ihm zujubeln können, würde aus seinen Worten eine nie versiegbare Kraft, einen noch trozigeren Siegeswillen schöpfen! Ganz außer Rand und Band war ich; ich konnte kaum die Zeit abwarten. Um neun Uhr morgens fuhr ich mit einer Bekannten meiner Tante, — sie selber konnte wegen der Sprechstunde nicht, — im Auto los. Von ½11 Uhr bis ¾5 Uhr habe ich im zugigen Zelte auf den Führer gewartet, und keinen Augenblick ist mir die Zeit zu lang gewesen. Die innere Spannung, das große Erlebnis, das mir bevorstand, ließen keine Müdigkeit aufkommen. Einen blendenden Platz hatte ich erwischt an dem Wege, auf dem Adolf Hitler entlanggehen sollte. Mit der absperrenden S.-A. freundete ich mich sehr schnell an, damit sie mich gut sehen ließ. Es ist merkwürdig, wir Nazis fühlen uns alle innerlich so verbunden, wir brauchen nicht zu wissen, woher der andere ist, wir wissen nur eins: Wir sind alle, alle Kameraden, alle Volksgenossen, die für die selten hohe Idee kämpfen; nichts Trennendes ist zwischen uns, wir gehören im Leben und im Sterben unerschütterlich zusammen! — — Er kommt!

Ein Jubel, ein Heilrufen, ein Hochbrüllen, wie ich es noch nie erlebt hatte, umbrausten ihn. Ganz dicht an mir vorbei ging er. Er, der Führer von fast zwölf Millionen

Deutscher, er betrat schlicht und bescheiden den Raum, fuhr den lüthen Jungen, die ihn mit riesigen Blumensträußen begrüßten, lächelnd übers Haar und trat ans Mikrophon. Die 30000 im Zelt versammelten Menschen tobten wieder los, wir stiegen auf die Bänke, versuchten die Reihen der S.=A.=Leute zu durchbrechen, wollten zum Führer; jeder, jeder von uns wollte einen Blick von ihm als unvergeßliche Erinnerung in das eintönige, trübe Grau des Alltags, in die trostlose Verzweiflung eines arbeitslosen Lebens mitnehmen. Immer wieder grüßte Adolf Hitler lächelnd nach allen Seiten; die Heilrufe wollten gar nicht enden! Und dann sprach er . . . Totenstille lag über den Tausenden, gebannt starrten alle nach dem Führer hin, hingen an seinen Lippen, sogten seine Worte wie einen Erlösungstrunk ein, lauschten, lauschten . . . Eine tiefe, von vielen Reden schon heisere und verbrauchte Stimme schlug an unser Ohr; dröhnend wie Hammerschläge drangen seine Worte in jedes Herz. Ich saß wie im Traum, faßte mir manchmal an den Kopf, ob es denn tatsächlich wahr sei, daß der geliebte Führer vor mir stand, zu mir redete, zu mir und all den vielen tausend Volksgenossen. Durch die Beine eines baumlangen S.=A.=Mannes sah ich hindurch, bequem war es nicht, aber keine Bewegung, kein Wort, nichts, nichts entging mir! Welch seltsamer Einfluß geht von diesem Mann aus, wer ihn einmal sieht, wer ihn einmal hört, kann nicht wieder los von ihm, muß unermüdlich für ihn werben, muß rastlos für ihn kämpfen. „Warum setzen mich die Herren dort oben nicht in die Lokomotive? Ich verlange nach keinem Ministeressel, der nur an meine Person gebunden ist, ich will ihn für

die nationalsozialistische Bewegung, denn wie leicht kann irgendein blödsinniger Narr meinem Leben schon morgen ein Ende setzen!" Er schwieg! Einen Augenblick Stille, Totenstille, noch hallten, ja bebten seine letzten Worte durch den Niesenraum, dann aber brach ein gewaltiger Beifallssturm los; wir tobten, rasten, schrien. Männer, Frauen, Greise, Kinder, sie alle jubelten ihm zu, ihm, unserem Führer, ihm, unserem aller Held und Helfer. „Deutschland erwache!" Wie eine Lawine pflanzten sich diese Worte von Mund zu Mund, ein gellender Schrei nach Erlösung aus Schmach und Schande umbrauste Adolf Hitler, der stumm und ergriffen von diesem gewaltigen Glauben an ihn, an den Sieg seiner Bewegung am Rednerpult stand. Langsam stieg er die Stufen hinunter, ging zurück zu seinem Auto. Wieder kam er ganz dicht an mir vorbei, aber wieder sah er mich nicht an. Ein Blick aber aus den Augen meines Führers ist das Höchste, ist das Schönste, was ich mir denken kann, und nun blickte er zur anderen Seite! Fast kamen mir Tränen der Enttäuschung, als ich plötzlich, ohne mich lange zu besinnen, durch die absperrende S.-A. langte und dem Führer leicht mit der Hand durchs Haar fuhr. Ich erreichte, was ich wollte: ein Blick, zwar etwas mißbilligend und strafend, aber doch ein Blick aus seinen klaren, durchdringenden Augen traf mich, ruhte für Sekunden auf mir. Nachher habe ich mich furchtbar über meine Frechheit geschämt, es war doch ein bißchen zu unverschämt gewesen, aber bereut, nein, bereut habe ich es nicht. Es war ja der schönste Augenblick meines Lebens, jedenfalls bis dahin! Alles in mir war aufgewühlt, ich merkte kaum, daß wir wieder ins Auto stiegen und abfuhrten, wie geistesab-

wesend saß ich da! Ich dachte an diesen Menschen, unseren Führer, der uns nie verraten, nie treulos an uns handeln wird, dessen Lebensaufgabe es war und ist, ein starkes freies Deutschland zu schaffen, von dem wir, vor allen Dingen die deutsche Jugend, alles erhoffen, aber auch alles für ihn opfern können. Noch andere Gedanken kamen mir, vielleicht geht es uns Frauen immer so! Daran denken mußte ich, welch eine gewaltige, herrliche Aufgabe es für eine Frau sein müßte, diesem Manne, diesem ruhelosen, wilden Kämpfer, der rastlos, unermüdllich den deutschen Michel wachrüttelt, das Leben leicht zu machen, Freud und Leid, Sieg und Niederlagen mit ihm treu zu teilen, ihn in seinem schweren Ringen um die Freiheit des deutschen Volkes nicht zu hemmen, sondern stark und tapfer ihm zur Seite zu stehen. Leicht ist das sicherlich nicht, denn nur Verzicht wird das Leben dieser Frau sein, aber unsagbar schön, unendlich köstlich, stelle ich es mir vor.

Sie muß ihn freundlich kritisieren, muß ihm zeigen, wie er manche Schärfe in seinen Reden, an denen seine Gegner ja immer wieder erbitterten Anstoß nehmen, mildern kann, ohne daß der Sinn sich ändert. Sie muß eine mütterliche Frau sein, muß ihm gesunde Kinder, viele Kinder schenken, muß sie erziehen zu sportgestählten, glühenden Patrioten, zu stolzen, treuen S.-A.-Leuten und lachenden Hitlermädels! So stelle ich mir die Frau unseres Führers vor, nur die beste, edelste, mütterlichste Frau Deutschlands gönne ich ihm!

Oft mußte ich während meiner stumpfsinnigen Arbeit an seine Worte, an seinen Blick denken; sie brachten mir Licht in mein Kämpfen, ließen mich nie erlahmen!

Wenn ich müde abends im Bett lag, wenn sich meine Augen schläfrig schlossen, wenn ich für alle Lieben in der Ferne betete, dann bat ich auch Gott, daß er uns unseren Führer erhalten möge, daß er ihm die Kraft schenke, sein Werk, ein einiges, großes, freies Deutschland zu schaffen, zu vollenden. Auch damals rang ich schwer um Glauben, um Glauben an die Allmacht Gottes, um Glauben an einen göttlichen Willen über uns allen. Immer wieder kamen mir ja Zweifel, immer wieder wollte ich wankelmütig werden. Ich glaube, ich bin ein Mensch, der meist alles mit dem Verstand ergründen und begreifen will, und den Verstand darf man in religiösen Dingen nicht mitsprechen lassen; aber ich komme nicht davon los!

Trübe senkt der Abend sich hernieder!
All mein Tagwerk ist vollbracht!
Müde schließen sich die Lider,
haben heut genug gewacht.

Herr Gott, du hast den Tag gegeben,
gib ihn mir morgen wieder neu!
Dir befehl ich mein ganzes Leben,
du wirst helfen, denn du bist treu.

Voll Sünden trat ich vor deinen Thron!
Darf ich kommen und zu dir beten?
Herr Gott, du gabst uns ja deinen Sohn;
Er wird auch mich bei dir vertreten!

Hilf mir aus Sünden, Angst und Pein,
hilf durch dein göttlich Erbarmen!
Du willst ja unser Vater sein,
gnädiglich helfen uns Armen!

Segne mich, Vater, väterlich!
Hilf mir aus Sünd und Verderben!
Gott, denn nur du bist ewiglich,
laß meine Seele nicht sterben!

Wieder kam eine Wahl, zum fünften Male in diesem Jahre zogen wir in den Kampf. Sprechchöre ließen ihr brausendes „Deutschland erwache! Gebt Hitler die Macht!“ durch die hellen, breiten, aber auch durch die dunklen, lichtlosen Straßen der Großstadt hallen. Kampf, Kampf, überall erbitterter Kampf, wohin man sah! Jeden Tag brachte ich von unten aus dem Briefkasten einen Stoß Zeitungen, Werbeplakate, Heftartikel herauf, die schönsten Sachen suchte ich sorgfältig aus und präsentierte sie stolz meiner Tante, die oft über meinen großen Eifer, sie für eine „gute“ Partei zu gewinnen, lachen mußte. Bei Tisch hielt ich ihr politische Referate über alle „Anständigen“, bis sie vor Lachen kaum noch konnte. Wir Nazis sind doch eine zu gemeine Gesellschaft, ja, ja, diese bösen, bösen Hitlerleute!! Nein, was machte man für „schöne“ Gedichte auf unseren Adolf und die Frauen im dritten Reich! Das war etwas für mich!

Bei jeder passenden, oft aber auch bei unpassenden Gelegenheiten plakte ich zum Schrecken meiner Tante damit heraus. Peinlich, was? Einmal kam eine schon etwas reichlich ältliche Jungfer zu ihr in die Sprechstunde, rang zitternd die dünnen Hände und stöhnte in Todesangst: „Ach Chott, ach Chott! Denken sie mal bloß, Fräulein Doktor, wenn Hitler an die Regierung kommt,

dann müssen wir alle Kinder kriegen!" Geschrien habe ich vor Lachen! Zu gerne möchte ich mal wissen, wie sie sich das vorgestellt hat. Armer Hitler, jetzt kannst du statt S.-A.-Aufmärsche Altjungfernparaden abhalten! Glück auf!!

Mein größter Kummer war in der Zeit, daß ich noch nicht wählen konnte; das war wirklich schrecklich! Na, mal muß ja die Zeit kommen. Bei einem Kollegen meiner Tante, dem Sturmbannarzt, saßen wir in der Wahlnacht am Radio und lauschten den Ereignissen. Viel Hoffnung hatten wir nun gerade nicht, mußten wir doch mit einem schweren Stimmenverlust rechnen, weil wir in letzter Zeit nichts Positives geleistet hatten. Auch hezte ganz Deutschland gegen uns, eine Welt voll Feinden stürmte an, wollte unsere herrliche Bewegung über den Haufen rennen, wollte sie zertreten! Schweigend saßen wir da; die ersten Ergebnisse waren noch niederschmetternder, als wir erwartet hatten, keiner mochte den anderen ansehen, fast kamen uns Tränen! Sollten alle unsere Opfer, sollte alles Kämpfen umsonst gewesen sein? Ich zitterte vor innerer Wut; verflucht nochmal, so ließen wir uns nun aber doch nicht abhalsfern. Ingrimig ballte ich die Fäuste. Meine Tante las bloß meine Gedanken: „Siehst Du, ich habe es Dir ja gesagt! Paß auf, wir werden noch nicht so stark wie die Sozialdemokraten!“ Das wollte ich nun doch nicht wahrhaben; es konnten doch nicht alle treulos handeln, es mußten doch noch einige unerschütterlich zum Führer stehen! Wer die Fahne, der er einmal die Treue freiwillig geschworen hat, verläßt, ist in meinen Augen ein Schuft, ein Eidbrüchiger. Er selber hat sich geschworen, Leib und Leben, Gut

und Blut für die nationalsozialistische Bewegung einzusetzen, verläßt er nun aber die Fahne, wenn ihm irgend etwas nicht paßt, dann ist er ein Hund, der nicht wert ist, ein Deutscher zu sein. Unser Führer steht über uns, wir sind ihm unbedingten Gehorsam schuldig! Er ist unser Herzog, wir sind seine Gefolgsmannen. Was sollte aus unserer Bewegung werden, wenn man sich nicht auf jeden einzelnen von uns todsicher verlassen konnte?

Tiefe Traurigkeit lag über uns allen, da . . . endlich kamen bessere Ergebnisse; als uns 191 Siege sicher waren, fielen wir uns gegenseitig um den Hals. Noch glaubten Millionen Deutscher gleich uns an den Sieg des Nationalsozialismus, noch war unsere stolze Bewegung nicht in den Staub getreten, geschlossen standen noch fast ein Drittel Deutscher aller Gauen hinter dem Führer, dem Führer des neuen Deutschland. Die Schlappe aber, die wir heute erlitten, werden wir einst wiedergutmachen; wir müssen ja doch siegen, einmal muß Deutschland frei werden!

Meine Gedanken flogen zum Führer; sicherlich saß er jetzt müde und abgekämpft von den vielen Wahlreden im braunen Haus zu München am Radio, hörte, daß sein Werk noch nicht vollendet sein sollte, daß der große Tag noch nicht erschienen sei. Er mußte sich wieder zu neuem Kampfe wappnen! Ob er wohl damit gerechnet hatte? Ich weiß nicht recht! Armer Adolf Hitler, keine weiche Frauenhand streicht dir jetzt leise und lind über den Kopf, glättet liebevoll die Falten auf deiner Stirne, keine runden Kinderärmchen schlingen sich um deinen Hals, keine rosigen Lippen Herzen und küssen dich, machen dir dein schweres Leben froher, reicher!

Entbehrst du das nicht oft? Ich glaube kaum; ein Mann wie du ist geschlechtslos, ein Führer des Volkes darf nicht an ein Weib gekettet sein, muß frei sein, ganz frei sein, muß alles wagen und dransetzen können. Eine Familie wäre für dich ein Hindernis, sie würde dich wohl nur in deinem schweren Kampfe lähmen. Und doch wäre es gut, wenn unser Führer heiraten würde!

Wieder belagerten wir das Radio, als Papen zurückgetreten war, wieder warteten wir auf den Ruf des greisen Feldmarschalls und Reichspräsidenten an unseren Führer. Er kam, aber unter welchen unerfüllbaren Bedingungen. Man hatte Brüning und Papen völlig freie Hand gelassen, Adolf Hitler sollte sich von vornherein binden. Das konnte er nicht, wenn er noch weiter unser geliebter Führer bleiben wollte; auch waren die Bedingungen undurchführbar. Hitler blieb fest, wollte sich und uns nicht um einige Ministeressel verkaufen, wollte sich nicht mit halben Zugeständnissen zufrieden geben, wollte die ganze Verantwortung, aber auch die ganze Macht, die ihm zukam. Man gab sie ihm nicht! Mürbe wollten ihn die Herren dort oben machen, wollten ihn mit hohen Gehältern locken, damit er das Vertrauen seiner Anhänger verlöre, aber der „Anstreicher“ wußte genau, was er wollte und verlangen konnte! Klar und zielbewußt ging er seinen Weg als deutscher Mann, als unser Führer! Man speiste ihn mit schönen Worten ab und ließ ihn stehen, ging gar nicht auf seine Gegenvorschläge ein! Wenn die Herren gedacht haben, durch dieses Spiel unseren Glauben, unsere Liebe zu unserem Führer zu erschüttern, dann irren sie sich ganz gewaltig! Mag die Asphaltpresse vor Entzücken über „Hitlers Mißerfolge“

aufheulen, dafür haben wir nur ein mitleidiges Achselzucken. Wir, wir lassen nie von unserem Führer, den wir uns freiwillig gewählt haben, dem wir Gefolgschaft bis in den Tod, bis in die Hölle geschworen haben. Mögen uns hier und da ein paar Stimmen verlorengelien, unsere gute Sache wird ja, muß doch einst siegen, wenn es noch einen gerechten Gott im Himmel gibt. Deutschland muß wieder groß, stark und frei werden! Schließt die Reihen, vorwärts, mit Hitler zum Sieg, zum Kampf für deutsche Ehre, für deutsche Gaue!

Verhöhnt haben sie uns, verraten,
bespuckt, begeistert, verlacht!
Wir kämpften als Hitlers Soldaten
— und sind um den Lohn gebracht. —

Sie wollten uns wankend machen!
Wir sollten verlassen ihn!
Sie wollten über uns lachen! —
Wir aber stritten für ihn!

Sie wollten den Führer uns nehmen,
den Führer, den frei wir gewählt!
Wir taten sie dennoch beschämen!
— Nun heßt gegen uns nur die Welt! —

Und schlagen sie uns auch zusammen,
und nehmen sie unser Gut!
Wir stürmen durch lodernde Flammen,
mit ungebrochenem Mut!

Wir stürmen durch sengende Flammen,
wir reißen den Himmel ein!

Zum Teufel, wer will uns verdammen!
Frei werden wir doch einst sein!

Wir folgen ohne Neue
Dem Führer immer nach!
Wir halten ihm die Treue,
bis kommt der große Tag!

Der Tag, da unsre Fahnen
blutrot gen Himmel wehn
und jeden Deutschen mahnen:
Mannhaft voranzugehn!

Und stürmen Feinde auf uns ein,
wir werden sie bestehn!
Deutschland wird frei dann wieder sein,
wird niemals untergehn!

12. Kapitel

Meine Zeit in B. näherte sich ihrem Ende. Eifrig war ich damit beschäftigt, mir einen Rückreiseplan zusammenzustellen; ich wollte doch noch recht viel von Mitteldeutschland sehen. Wer weiß, wann ich wieder herauskann in die schöne, weite Welt!

Überall hatte ich Verwandte und Bekannte, die ich besuchen sollte, da brauchte ich nie im Hotel zu übernachten. Welch eine entzückende Stadt ist Soest in Westfalen mit den vielen alten Häuserchen, mit der herrlichen Wiese-firche, mit dem mächtigen Patroklidom. Gar nicht genug sattsehen konnte ich mich an all der Schönheit, kaum wagte ich zu atmen, als wir in andächtigem Schweigen die prächtigen Kirchen betraten. Deutschland, wie reich bist du an herrlichen Gotteshäusern! Weiter ging meine Reise. In Eisenach hatte ich einige Stunden Aufenthalt; leider war solch schrecklicher Nebel, daß ich die Wartburg nicht sehen konnte. Aber an Reuters und den Flex' Gräbern bin ich gewesen, habe an die drei deutschen Männer gedacht, die ihr Leben ließen für ihre Heimat. „Wanderer zwischen zwei Welten“ sind wir alle, sie aber sind schon in der besseren Welt.

Alter Friß Neuter, welch köstliches Geschenk hast du uns mit deinen plattdeutschen Werken gemacht! Wie oft haben wir über „Ut mine Stromtid“ herzhaft lachen müssen! Unvergesslich wirst du als einer unserer Besten

in plattdeutschen Gauen Deutschlands weiterleben, und Geschlecht auf Geschlecht wird sich an deinem köstlichen Humor erfreuen. Sie werden aber auch erinnert werden an die schmachvolle Zeit Deutschlands unter der Herrschaft Napoleons, und mit glühenden Augen wird die Jugend den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes verfolgen!

Gegen Abend war ich in Weimar. Weimar, die Stadt der beiden größten Dichter unseres Volkes, Weimar, die Hochburg des Nationalsozialismus, da sollte ich mich in ihr nicht wohl fühlen?! Gleich am nächsten Tag strolchte ich durch die Straßen und ging ins Schillerhäuschen. Welche Stille, welches tiefe Geborgensein strömt dieses Haus aus, dieses Haus, in dem der ewige Dichter der Jugend gelebt hatte und gestorben war. Ich konnte mich gar nicht von ihm trennen! Durch diese Räume war also einst mein geliebter Schiller gegangen, hier hatte er einen Teil seiner herrlichen Werke geschrieben. Ich kenne sie wohl ziemlich alle; schon von frühesten Jugend an habe ich mich viel mit seinen Gedichten und Dramen beschäftigt. Ganz benommen kam ich heraus; ich war in einer ganz anderen Welt gewesen!

An einer Anschlagssäule las ich „Führerbesprechung der N.S.D.A.P. im Hotel „Elephant“. Da faßte ich einen Plan, ganz gegen meinen festen Vorsatz, endlich vernünftig zu sein. Ich fragte einen Vorübergehenden nach dem Hotel, fand es bald und trat ein. „Ist Hitler noch hier?“ Nach einigem Zögern erwiderte der Portier: „Ja!“ „Kann ich ihn sprechen?“ Ein bedauerndes Achselzucken: „Nein, das geht nicht!“ Hinter mir lachten einige S.=S.=Leute auf, sie begleiteten den Führer im-

mer, wie ich nachher erfuhr. Knallrot wie ein dummes Gör bin ich bestimmt geworden, aber locker ließ ich nicht, — nun gerade! Wenn ich mir etwas in den Kopf setze, führe ich es durch, koste es, was es wolle. Ich stellte mich also an die Seite und wartete. Verstohlen beobachtete ich die Menschen, die in aller Ruhe auf und ab gingen, Zigaretten rauchten und lachten. Ob sie sich noch über mich amüsierten? Ich wurde etwas verlegen; am liebsten wäre ich wieder fortgegangen, aber ich wollte doch so brennend gerne meinem Führer einmal gegenüberstehen, ihm einmal in die Augen blicken! Nach geraumer Zeit sprachen mich zwei S.-S.-Leute an; ein kleiner dicker und einer mit einem Schnurrbart fragten mich aus, woher ich wäre und was ich wollte. Ich machte mein schönstes, freundlichstes Gesicht, gab über alles Auskunft und bat: „Können sie mich nicht zum Führer bringen, ich möchte ihm so gerne „Guten Morgen“ sagen!“ Sie lachten auf. „Nein, das können wir nicht! Noch arbeitet er, aber bald kommt er nach unten, dann müssen sie ihn ansprechen!“ Außerlich ganz geduldig, innerlich aber vor Aufregung zitternd, wartete ich, dachte mir aus, was alles ich ihm sagen wollte, wollte ihm Grüße von meiner Ortsgruppe bringen, wollte ihn um ein Bild mit seiner Unterschrift bitten, wollte ihm meinen unerschütterlichen Glauben an ihn, an den Sieg unserer Bewegung in die Hand schwören, ihm von unserem stolzen Kampfe berichten, wollte, wollte . . . ja, was wollte ich alles von ihm!

Auf einmal sprang alles auf, stand stramm, grüßte stumm, ich mit. In Gedanken versunken kam der Führer die Treppe herunter, dankte kurz, aber freundlich, ging ins Gastzimmer, nahm eine Zeitung, setzte sich in eine ab-

seits liegende Ecke und las. Wie versteinert stand ich da, aller Mut war weg, ganz klein war ich. Ein beengendes, beklemmendes Gefühl lag auf meiner Brust, kaum vermochte ich zu atmen, ich getraute mich nicht, ihn anzureden, ich konnte es einfach nicht. Ich war doch sonst nicht schüchtern, was war bloß mit mir auf einmal los? „Warum haben Sie ihm nicht „Guten Morgen“ gesagt?“ neckten mich die S.-S.-Leute. Mir kamen beinahe Tränen; die schöne Gelegenheit hatte ich verpaßt und hatte doch sonst vor nichts Angst. Warum vor diesem Manne, den wir lieben und nicht fürchten?

Wieder bat ich die beiden, mich doch zu Adolf Hitler zu führen, aber sie konnten es nicht, wie sie behaupteten. Da betrat ich doch nach kurzem Entschluß das Gastzimmer; ich wollte ihn von ganz nahe sehen, ich wollte es! Nie wieder würde ich die Gelegenheit haben, meinem Führer gegenüberzustehen, ich mußte sie ausnutzen. Ein kurzer Kampf noch mit mir selber, mit diesem niederträchtigen, beklemmenden Gefühl der Furcht, dann stand ich vor ihm mit wildklopfendem Herzen. Wenn ich ehrlich sein soll, am liebsten hätte ich mich schleunigst wieder gedrückt, so verwegen, so ungeheuerlich kam mir mein Tun vor. Ich, ich dummes Pastorenkind wagte es so mir nichts, dir nichts meinem Führer „Guten Morgen“ zu sagen! Und doch! War er nicht für uns alle da? Er war ja nicht allein unser Führer nur, unser Freund, unser Kamerad wollte er auch sein. Hatten wir nicht alle ein Anrecht auf ihn, wir, seine Anhänger, wir, seine unerschütterlich treuen Gefolgsmannen? Ein Knittern der Zeitung riß mich aus meinen Gedanken. Der Blick des Führers ruhte fest auf mir. Alle meine gewohnte Frechheit war verschwunden,

der große Augenblick, das gewaltige Erleben ließen mich verstummen; winzig, winzig klein war ich gegen diesen Mann! Nur mühsam beherrschte ich mich, riß mich zusammen, stand stramm, grüßte und stotterte verlegen: „Ich möchte meinem Führer „Guten Morgen“ sagen!“ Mehr bekam ich nicht heraus, wie zugeschnürt war meine Kehle. Ich weiß nicht, ob Hitler über mein reichlich tapfiges Benehmen lächeln mußte; es schien mir beinahe so! Freundlich gab er mir die Hand, sah mich ganz ernst und fest mit seinen großen, blauen Augen an. „Guten Morgen!“ — wieder schlug seine gewaltige Stimme an mein Ohr. Er grüßte „Heil!“ und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Ich war entlassen! Wie im Traum sah ich noch Dr. Goebbels belustigtes Lächeln, dann ging ich zurück zur Tür. Unfaßlich erschien es mir, daß der Führer mir die Hand gegeben hatte, ich konnte mich kaum in die Wirklichkeit zurückfinden; zu gewaltig, zu eindrucksvoll war das Erlebnis. Was Tausende, ja Hunderttausende ersehnen, wonach sie verlangen, das war mir eben beschieden gewesen! Erst nachher fiel mir ein, was ich ihm alles hatte sagen wollen, na, nun wars vorbei! Eine Zeitlang stand ich noch in der Tür und beobachtete ihn, wie er mit seinen beiden Begleitern, Dr. Goebbels und Gregor Strasser, sprach. Einmal flogen ein paar Brocken des Gesprächs zu mir herüber, einmal schlug der Führer mit der geballten Faust erregt auf den Tisch. „Wir müssen weiter kämpfen!“ Ja, Adolf Hitler, das müssen wir, einmal werden wir doch siegen, denn wir, die deutsche Jugend vertraut auf dich, hält dir die Treue, die sie dir freiwillig, aber aus vollem, ganzen Herzen geschworen hat! „Paßt gut auf den Führer auf! Sie wissen ja gar nicht, wie gut

Sie es haben, daß Sie immer um ihn sein dürfen!" Lachend sagten mir die S.-S.-Leute „Auf Wiedersehen!" Na, ich werde sie ja wohl kaum wiedersehen! Dann ging ich, denn ich wollte noch zum alten Goethe. Draußen hasteten die Menschen dahin, dumpf hupten die Autos, lärmend schrien die Verkäufer ihre Ware auf dem Markt aus. Ich konnte mich gar nicht darein finden. In dem Hause aber, in dem ich eben gewesen, war der Brief an den Reichspräsidenten, der ihm noch einmal die Bereitwilligkeit unseres Führers zeigte, das Kanzleramt unter gewissen Bedingungen zu übernehmen, geschrieben worden. Hindenburg hörte nicht auf ihn, hörte nicht auf den gewaltigen Schrei, den gellenden Ruf eines geknebelten, entrechteten, verarmten Volkes nach dem Führer, nach unserem Adolf Hitler! Er ernannte General von Schleicher, und nun wundern sich alle, daß wir Nazis diesem Kabinett nicht gerade gewogen sind. Mich wundert's nicht! Einst aber werden wir doch siegen, mögen sie sich jetzt auch mit Händen und Füßen dagegen sträuben, einmal müssen unsere stolzen, heiligen Blutfahnen über einem freien Deutschland wehen! Unser die Jugend, unser die Zukunft! Wir haben warten gelernt, einmal muß es wieder aufwärts gehen! „Deutschland erwache!"

An Schillers und Goethes Särgen habe ich gestanden, habe den dumpfen Modergeruch der Fürstengruft eingeatmet, habe an die beiden größten Dichter unseres Volkes gedacht, an die, die kein Jahrhundert, kein Jahrtausend verwehen, deren Namen unauslöschlich mit der Geschichte des deutschen Volkes eng verknüpft sind, die immer wieder in deutschen Landen genannt sein werden.

In Naumburg stand ich andächtig vor der gewaltigen

Kunst des Doms. Deutscher Fleiß, deutsche Männer hatten dies alles erdacht und geschaffen. Stolz mußten wir auf sie sein und uns ihrer würdig zeigen! In Leipzig besuchte ich meinen ältesten Bruder, der dort studiert und in dem Korps meines Vaters aktiv ist. Schweigend stiegen wir die Stufen zum Völkerschlachtdenkmal hinauf, dachten beide an jene Zeit deutscher Wiedergeburt, an die Befreiungskriege. Damals, ja, da waren wir so tief gesunken, so tief in den Schmutz getreten, daß wir meinten, nicht mehr weiter bestehen zu können, aber damals entstanden aus dieser furchtbaren Not kein Bürgerkrieg, kein Brudergemeuchel, nein, damals wurden alle einig! Der Bauer und der Student, der Arbeiter und der Gelehrte, sie alle zogen gemeinsam hinaus, hinaus in den Kampf für Deutschlands Ehre und Freiheit, durchglüht von heiliger, großer Liebe zum Vaterland. Sie waren einig, jagten den Korsen hinaus aus deutschen Gauen, hinweg vom deutschen Herd. Und heute? Sind wir heute denn noch nicht tief genug in den Schmutz getreten? Muß jedem ehrlichen, freien Deutschen nicht die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er sieht, wie überall mit uns Schindluder getrieben wird? Deutscher Michel, schläfst du denn noch immer? Kann dich nichts, nichts wachrütteln? Ist dein Schlaf zu fest? Ist die Not, die innere und äußere Not unseres Volkes, noch nicht groß genug? Muß es noch schlimmer kommen? Es scheint beinahe so; denn nicht einig sind wir, nein, zerrissen in viele Parteien, hasten wir verheßt durchs Leben, trachten nach keinem hohen Ziel, beneiden den Nächsten, hassen ihn, kennen keine anderen Dinge mehr, als unsere Not im wahnsinnigen Blutrausch oder im Alkohol zu ersticken. Soll das

so weitergehen? Sollen einst über unser deutsches Vaterland habgierige Feinde bestimmen, es nach ihrer Willkür in Fetzen reißen? Soll es einst kein deutsches Land mehr geben, keine Zunge deutsche Worte mehr reden, soll keine deutsche Mutter mehr an der Wiege ihres Kindes knieen und es beten lehren?

Und warum? Weil wir nicht einig sind, weil wir keinen Führer über uns haben können, weil wir uns nicht beugen wollen, weil wir gegeneinander gehetzt werden von schurkischen Juden, den mutwilligen Zersetzern unseres Volkes! Herr Gott, das kannst du nicht zulassen! Es muß doch einmal ein Aufwärts geben; wir können doch nicht eines Tages im Strom der Zeit versinken! Wenn wir einig sind, nicht! Aber einig müssen wir sein, einig gegen den habgierigen äußeren Feind, einig aber auch gegen den zersetzenden inneren! Es kann nicht so weitergehen, es muß doch einmal auch im Inneren unseres Volkes anders werden! Soll unsere Jugend verlottern, verkommen, weil der Staat ihr keine Arbeit gibt, für ihre leistungsfähigen, jungen Kräfte sich bedankt? Warum herrscht solch entsetzliches Elend in unserem Volke? Weil die Jugend zur Tatenlosigkeit verdammt ist, weil sie ohne Pflichten, ohne Arbeit den ganzen Tag herumlungert! Dagegen helfen keine Arbeitslosenunterstützung, keine Wohlfahrt, da hilft nur Arbeit! Gebt ihnen Arbeit, legt ihnen Verantwortung auf die jungen Schultern, gebt ihnen Pflichten, und sie werden anders werden, kommen nicht auf dumme Gedanken, sind abends zu müde, um noch herumzubummeln. Nur so wird die deutsche Jugend wieder gesund, wird stark und rein, aufwärts wird es wieder mit ihr gehen! Ich will durchaus nicht arbeitslosen Volks-

genossen die farge Unterstützung nehmen, sie müssen sie zum Leben haben. Aber wir betteln nicht um Almosen, wir kämpfen für unser Recht. Unser Recht aber heißt: Arbeit und Brot! Der marxistische Staat, der uns zur Untätigkeit verdammt, muß beseitigt werden, der darf nicht weiter herrschen. Wir wollen unser Recht, aber um sein Recht bettelt man nicht, für sein Recht kämpft man! Mit Gesetzen könnt ihr Herren dort oben nichts erreichen, nur die Tat kann helfen. Der freiwillige Arbeitsdienst ist ein schwacher Versuch, die Not zu lindern, aber was wird, wenn das Geld alle ist? Hört ihr nicht den gellenden Schrei Millionen Deutscher? Nehmt ihn euch zu Herzen, ihr, die ihr sorglos oben in den Ministeresseln thront! Steigt einmal hinab ins Volk, seht euch einmal das entsetzliche Elend an, ihr würdet wahrscheinlich nicht mit Renten- und Unterstützungskürzungen anfangen! Das wäre Verbrechen am Volk, Verbrechen an allen noch guten Kräften. Wohl keine Jugend hat es so schwer gehabt wie wir, keine hat so um ihren fargen Lebensunterhalt ringen müssen, wie wir es tun. Harte, trockige Kämpfer werden wir, keine weichlichen Waschlappen! Aber wenn wir keine Arbeit bekommen, wenn wir dauernd zur Untätigkeit verdammt sind, was nützt uns dann aller Kampf? Müssen wir nicht völlig verzweifeln am Leben, verzweifeln an allem? Nein — Gott sei Dank — wir brauchen es noch nicht, noch gibt es einen Mann in unserer Volke, an den wir glauben, für den wir kämpfen, für den wir bereit sind, alles, alles zu opfern! Adolf Hitler, du wirst uns führen aus aller Not, du wirst uns wieder Arbeit schaffen, wirst uns Pflichtgefühl und Verantwortungsbewußtsein auferlegen, du, nur du

kannst uns Arbeit geben, denn wir kämpfen unerschütterlich für deinen Sieg! Adolf Hitler, wir warten auf dich, und wenn wir alt und grau werden. Wenn wir es nicht mehr besser haben können, nun, dann doch wenigstens unsere Kinder! Dafür kämpfen wir, dafür streiten wir unentwegt. Einmal muß es doch anders werden; Deutschland darf nicht untergehen, nein, leben muß es, soll einst wieder groß und frei werden!

Einst kommt der Tag der Rache!
Einmal da werden wir frei!
Schaffendes Deutschland, erwache,
brich deine Ketten entzwei!

Wer in Berlin ist, muß auch hinaus nach Potsdam, nach Sanssouci, um einmal die Stätte zu sehen, die Friedrich der Große sich zur Erholung gebaut hat, wo er müde ausruhte nach schwerer Arbeit. Langsam stieg ich die Stufen zum Schlosse hoch, betrat es ernst und schweigend, ließ mich durch die stillen Gemächer führen. Hier, in diesem Lehnstuhl war er gestorben, hier war er heimgegangen zum ewigen Frieden nach einem langen Leben voller Arbeit und Entbehrung. Alter Fritz, drehst du dich nicht im Sarge um, wenn du von Deutschlands Zerrissenheit hörst? Möchtest du nicht mit dem Krückstock dazwischen fahren, wenn man dein Volk mit Füßen tritt? Als ich die Treppe vom Schloß aus hinunterstieg, sah ich mich mehrmals verstohlen um, war es mir doch, als ob der alte König schwerfällig, von Gicht geplagt, polternd hinter mir her kam. Einige Zeit noch irrte ich durch den Park

an all den schönen Figuren vorbei, dann gings durch die Stadt und schließlich zur Garnisonkirche. An der Gruft des großen Königs stand ich ergriffen. Hier, in diesem engen, engen Raum hatte man ihn neben seinen Vater, den strengen Soldatenkönig, gebettet. In dieser kleinen Gruft ruhte Deutschlands größter König, groß als Herrscher, groß als Mensch und Kämpfer. Ruhmreiche Fahnen deutscher Regimenter bedecken seinen schlichten Sarg, behüten seinen ewigen Schlaf.

Ruhe friedlich, großer, guter König, dein Leben war nur Kampf, so wie unseres auch nur Kampf sein wird. Solange deutsche, edle Jugend noch an ein großes, freies Deutschland glaubt, so lange werden wir zu deinem Sarge wallen, um uns neuen Mut, neue Kraft bei dir zu holen! Du hast über das Leben mit all seinen Widerwärtigkeiten gesiegt, du hast als deutscher Mann gestritten, hast unser Vaterland stark, groß und reich gemacht; vor uns aber liegt noch das Leben, nicht licht und klar, nein, trübe und schwer. Werden wir es siegreich meistern können? Zur Tatenlosigkeit wären wir verdammt, müßten verzweifeln, weil wir überflüssig sind, wenn Adolf Hitler uns nicht den Glauben an Volk und Vaterland wiedergegeben hätte, den trohigen Glauben an eine bessere Zeit.

Unserer Vorväter wollen wir uns würdig zeigen, wollen stets an sie denken, wollen trohig streiten für unsere Zukunft, nie erlahmen im Kampfe für Deutschlands Ehre und Freiheit!

Überall auf der Reise traf ich Nationalsozialisten, die mich, sobald sie mein Abzeichen bemerkten, freudig begrüßten; überall in ganz Deutschland hoffen Millionen

Deutscher auf den Führer, überall müssen sie für ihn kämpfen. Sei es ein bayrischer Rittmeister, mit dem ich in der Bahn sprach, oder ein Arbeiter, der mir während langweiliger Bahnfahrt freundlich den „Völkischen Beobachter“ überließ, sei es der Bierkutscher, der mich in Leipzig an der Straßenbahnhaltestelle strahlend begrüßte und unendlich viel von dem Kampf seiner S.=S.=Abteilung erzählte, was ich leider nur halb verstand, denn er sächselte ganz fürchterlich, und wir Pommern sind nun mal so ein bißchen schwerfällig „von Begriff“. Sie alle kämpfen für ein neues Deutschland, stellen sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit in den Dienst der Bewegung, der eine als Redner, der andere als schlichter, unbekannter S.=A.=Mann.

Kann eine Bewegung, die alle Volkskreise umfaßt, die soviel Opferbereitschaft, soviel Kampfesmut und Siegeswillen aufbringt, kann solch eine Bewegung untergehen? Nein, nie und nimmer! Einst müssen wir doch siegen, und wenn wir gegen eine Welt von heimtückischen Feinden anstürmen müßten, wir lassen uns nicht unterkriegen! All unsere Opfer, all das junge Blut können nicht vergebens geflossen, all unser trotziger Kampf darf nicht umsonst gewesen sein. Einmal müssen wir siegen, einmal werden wir auch siegen, daran glauben wir unerschütterlich, dafür gehen wir lachend in den Tod, dafür opfern wir unsere schöne Jugend!

Adolf Hitler wird uns führen heraus aus Schmach und Schande, heraus aus Not und Elend, quälender Arbeitslosigkeit und tatenloser Verzweiflung!

So soll nun mein Buch herausziehen. Es soll der deutschen Jugend helfen, weiter zu kämpfen, weiter zu glauben an unseren Führer. Nicht zu verzagen brauchen wir; unsere Arbeitskraft, ja, unser Leben sind nicht wertlos oder überflüssig, wenn wir eintreten in Adolf Hitlers Bewegung, wenn wir tapfer, unbeirrt und ehrlich unter dem Hakenkreuzbanner für ein freies Deutschland kämpfen, dann hat es einen großen Wert. Es soll aber auch den älteren, denen, die uns als „grüne Hitlerbuben“ bezeichnen, zeigen, wie wir Jungen schwer, schwer ringen, darben und kämpfen müssen um unsere Zukunft. Sie sollen uns nicht als „vorlaut“ bezeichnen, wenn wir andere Anschauungen als sie haben. Uns hat das Schicksal hineingestellt in eine schwere Notzeit. Hart hat das Leben uns angepackt, früh, vielleicht zu früh sind wir reif geworden, reif und hart. Rücksichtslos müssen wir gegen die grimmige Not ankämpfen, damit sie uns nicht zerschlägt. Hitlerbuben, grüne Hitlerbuben sind wir, die ihren Glauben an ein neues Deutschland freudig mit ihrem Blute bezahlen können, die eher sterben, als auch nur einen Augenblick zu schwanken.

Nicht um mein eigenes Leben zu schildern, habe ich dieses Buch geschrieben, nein, es soll den trostigen Kampf der Jugend zeigen, die durch ein unfähiges, marxistisches System von vornherein zur Untätigkeit verdammt ist, wenn

sie sich nicht auf ihre Art dagegen auflehnt. Im Elternhaus werden wir behütet und umhegt, dort wird in uns der Keim zu allem Guten, allem Edlen gelegt, dort finden wir Ruhe nach allem Kampf für ein neues Deutschland, nach allem Kampf gegen trostlose Arbeitslosigkeit. Dort aber stoßen wir auch auf scharfe Gegensätze, die den Eltern unüberbrückbar scheinen, weil sie dieses gigantische Ringen ums Dasein, um einen Lebensinhalt, um ein freies Deutschland nicht so kennen wie wir. Das Schicksal will uns verdammen, wogegen wir uns erbittert wehren. Die Eltern können sich schwerlich in ein Leben ohne Pflicht, ohne Aussicht auf Verantwortung hineindenken, denn als sie so alt waren, bestimmten ihre Eltern über sie, und damals fanden sie sofort Arbeit. Wir aber müssen uns selbst mit harter Faust den Weg bahnen, denn keiner ebnet ihn uns. Immer wieder wirft das Schicksal unbarmherzig und hart seine Fragen vor uns auf, und wir müssen allein gegen alles Schmutzige und Unreine ankämpfen. Der Nationalsozialismus ist in den Augen vieler Eltern ein Jugendverderben! Wir aber wissen, daß nur einer uns helfen kann, nur einer uns führen kann: Adolf Hitler, der Held und Führer der besten, deutschen Jugend! Ein Geschlecht wird heranwachsen, ein Geschlecht stahlhart, noch härter als wir, mit kühnen, trozigen Gesichtern, klaren, festen Augen, engen, schmalen Lippen, ein Geschlecht, mit einem unbeugsamen Willen zur Freiheit, zu einem großen, herrlichen Vaterland! Dieses Geschlecht werden unsere Kinder sein, die wir deutschen Frauen gebären werden hinein in eine Zeit namenlosen Elends, tiefster Schmach und Schande, aber auch in eine Zeit eisernen Kampfes, trozigen Glaubens

an eine bessere Zukunft. Stahlhart werden unsere Kinder sein, werden von uns zu stolzen, freien Menschen, zu glühenden Patrioten erzogen, werden die ersten Jahre von liebenden Mütterhänden vor allem Bösen und Unreinen behütet. Dann müssen auch sie hinaus in den Kampf, aber hoffentlich nicht verzagt, wie wir es doch manchmal sind, sondern mit der gewissen Aussicht auf Arbeit und Brot in einem freien, herrlichen Deutschland. Dann haben wir nicht vergebens gerungen, dann war alles Kämpfen, alles Opfern nicht umsonst! Unsere Kinder werden es besser haben, müssen es besser haben, dafür wollen wir unermüdet weiterstreiten! Einmal muß es doch anders werden, einmal muß uns unser Führer herausführen aus Schmach und Schande, aus Arbeitslosigkeit und Verzagtheit! Einmal muß Deutschland wieder frei und groß werden und uns, seinem Volke, Arbeit und Brot schaffen. Führe uns, Adolf Hitler, führe uns, wir folgen dir nach in unerschütterliche Treue!

Hitler treu ergeben, treu bis in den Tod!

Hitler wird uns führen einst aus aller Not!

Deutschland erwache!

Nachwort

(geschrieben am 21. März 1933).

Nun bin ich wieder zu Hause! Alles ist anders geworden. Mütterchen ist alt und müde, von Ischias geplagt und zergrämt. Seit Wochen liegt sie in der Klinik, und kein Arzt kann ihr recht helfen, kann ihre Schmerzen lindern. Wer weiß, ob sie jemals wieder ganz gesund wird. Die ganze Verantwortung eines Zwölfpersonen-Haushaltes ruht auf meinen Schultern. Ich habe Arbeit gefunden, Arbeit, nach der ich suchte. Als ich einmal ein wenig über zu viel Last klagte, sagte mein Vater: „Wenn der Tag nicht reicht, nimm die Nacht zu Hilfe!“ Und ich nahm sie. Meine Aufzeichnungen überarbeitete ich noch einmal, denn schon in B. hatte ich mit ihnen angefangen, als ich unsern Führer zum ersten Male gesehen und gehört hatte. Viel habe ich gesehen, viel erlebt, das größte, das gewaltigste Erlebnis aber war, als ich meinem Führer gegenüberstand, Auge in Auge, Hand in Hand, nicht im knechtischen Gehorsam, nein, als stolzer, freier Gefolgsmann. Das war der schönste Augenblick meines Lebens! Wer einmal unserm Führer tief in die Augen geblickt hat, der wird noch jahrelang an diesem, seinem gewaltigsten Erlebnis zehren! Ich, die nie eine Autorität über sich anerkennen wollte, ich, die nur frei sein wollte, diesem Manne, unserem Adolf Hitler, werde ich bedingungslos gehorchen und ich nicht allein, nein, die ganze, noch gute deutsche Ju-

gend, die nicht gewillt ist, ein Leben in dauernder Knechtschaft zu führen!

Unsere Zeit ist gekommen, und wie so wunderbar ist alles geworden. Sie ist erfüllt! All die Sehnsucht Millionen deutscher Volksgenossen, die Sehnsucht der zwei Millionen toter Frontsoldaten, die Sehnsucht unserer 300 dahingemuchelter braunen Jungen, diese Sehnsucht, sie ist erfüllt: Deutschland hat sich selber wiedergefunden, hat aus eigener Kraft feige, marxistische Verbrecher verjagt. Das deutsche Volk, das vierzehn Jahre lang belogen, betrogen, geknechtet, verhöhnt und entrechtet wurde, dieses deutsche Volk ist erwacht!

Am 5. März 1933 hat es sich entschieden für unseren Führer und Kanzler Adolf Hitler, für den Mann, der unentwegt Deutschland wahrüttelte. Die Straße ist frei! Unser Kampf war nicht umsonst, das Blut unserer Kameraden ist nicht vergeblich geflossen, sie bahnten uns durch ihr Opfer den Weg zur Freiheit und Größe. Stolz und Siegerbewußtsein erfüllt uns, aber eins wissen wir auch, jetzt beginnt der Kampf erst recht! Jetzt dürfen wir nicht ruhen noch rasten, bis der letzte Marxist, der letzte Kommunist deutsch, ganz deutsch geworden sind, bis das deutsche Volk Arbeit und Brot hat, bis die deutsche Jugend nicht mehr auf der Straße herumlungert und verkommt. Wenn das geschafft ist, dann, ja dann ist Deutschland frei und groß! Ist der innere Feind besiegt, sind wir innerlich einig und stark, dann werden wir auch den äußeren überwinden!

Fahnen wehen über allen deutschen Gauen, Fahnen, Fahnen! Nicht die Schmuksfahnen einer roten Novemberrevolution wehen, nein, die stolze Fahne Schwarz-

Weiß-Rot, für die unsere Väter und Brüder siegend in den Tod gingen, unter der sie vier Jahre einer Welt von Feinden trösten, und neben ihr ein Banner blutigrot und weiß und schwarz, die Fahne der nationalen Erhebung! Blutrot vom Blute deutscher Freiheitskämpfer, die jauchzend ihre lachende Jugend für Führer und Vaterland opferten! Ein stolzer Augenblick war es, als auch vor unserem Pfarrhaus unter den Klängen der Nationalhymne und des „Horst Wessel-Liedes“ die beiden Fahnen des geeinigten nationalen Deutschland gehißt wurden. Als unsere leuchtende Flagge am Mast im Winde flatterte, da fiel alles Trennende zwischen meinem Vater und mir. Wir beide wollten ein herrliches Deutschland, nur unsere Wege waren verschieden, nun aber wollen wir gemeinsam kämpfen, gemeinsam gegen die vierzehnjährige Vergiftung unseres geliebten Vaterlandes anstürmen. Fahnen, Fahnen, Fahnen über Potsdam, lachender Sonnenschein, echtes Kaiserwetter . . . Deutschland, ein neues Deutschland tritt hin vor die Welt, ein starkes, einiges Deutschland!

Über dem Sarge des größten preussischen Königs in der Potsdamer Garnisonkirche reichen sich stumm zwei Männer die Hände, den Bund zu besiegeln, den sie am 31. Januar schlossen, zwei Männer, einer schneeweiß, aber noch aufrecht und sicher, der andere jung, kühn und stark, zwei Männer, beide erfüllt von dem einen heiligen Willen, Deutschland groß und frei zu machen. Zwei Männer, die Deutschland verkörpern, das alte und das junge Deutschland, sie haben sich endlich gefunden, um mit aller Kraft an dem Aufstieg unseres geliebten Vaterlandes zu arbeiten! Hindenburg — Hitler — Hugenberg — Papen —

Seldte, sie legten ihre Hände zusammen zum gemeinsamen Werke. Das deutsche Volk gab diesen Männern seine Stimme, der Ausbruch der Nation begann. Nun wird unser Führer beweisen, daß er nicht nur einreißen, wie ihm so oft vorgeworfen wurde, sondern daß er auch aufbauen kann, aufbauen zum Segen unseres Volkes.

Dröhnender Trommelwirbel, dröhnender Marschtritt brauner und feldgrauer Kolonnen hallen durch die Straßen der alten, ruhmreichen Stadt Potsdam. Fliegende blutgetränkte Fahnen gekrönt von ruhmreichen Adlern knattern im Winde! Märsche, . . . alte, herrliche Regimentsmärsche, die vierzehn Jahre verfemt waren, sie jubeln empor, und begeistert, überwältigt von dieser großen, gewaltigen Stunde stehen wir Deutsche, die wir mit heißem Herzen diesen Tag herbeisehnten, einen Schwur und eine Bitte auf den Lippen: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!“ „O Herr, mach uns frei!“

Einem gebührt die Ehre, ein fest schlafendes Deutschland durch jahrelange, rastlose Arbeit wachgerüttelt zu haben, einem der Dank, daß wir den Tag von Potsdam erleben konnten! Mögen Wochen kommen und Jahre, dunkle sorgenvolle Stunden, der Tag von Potsdam wird uns immer vor der Seele schweben und alles Schwere leicht machen. Herr Gott, wir danken dir, daß du uns diesen Einen sandtest!

„Und wir haben doch gesiegt!“

Heil Hitler!

Dieses Buch ist die Geschichte der „unbekannten Kreatur“, die mit dem Menschen in das Schicksal des Krieges gerissen wurde. Ohne sentimentales Bedauern, im Tone echter und warmer Kameradschaft sind diese Tatsachenberichte geschrieben.

Tiere im Krieg

Herausgegeben von

Johannes Theuerkauff

Kartontiert RM. 3.60, in Ganzleinen gebunden RM. 4.80

Umfang 294 Seiten

Johannes Theuerkauff hat mit diesem Buch das Kriegserlebnis nicht nur um einen neuen Stoff, um eine neue Seite bereichert, sondern er erfüllt mit diesem Werk eine Pflicht des Menschen gegenüber dem Tier, dem Helfer und Kameraden, der stumm, treu und klaglos an seiner Seite kämpfte. Es bringt eine ganze Reihe von Skizzen und Novellen über die Tierwelt draußen an der front. Aber nicht nur Pferde und Hunde sind es, die hier geschildert werden, auch von Katten und Mäusen, Katzen und den sich grauenhaft rasch vermehrenden Läusen ist die Rede. Daneben gibt es auch allerlei Vögel, fische und Wild.

★

Traditions-Verlag Potsdam, Kolk & Co.
Berlin SW 68